



Pikante und heitere
Blätter.

Er scheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. = 90 Pfenn. &c.

Im Konditorladen.



- Was steht zu Diensten, Herr v. Finkelstein?
- Wissen Sie: ich such' eine gleichgestimmte Seele für längeren Gebrauch.

Wie Herr Winterberg seiner Frau treu blieb.

Erzählung von Mat. F. Tausch.



I.

„Hebe wohl, Emilie!“ sprach Herr Alfred Winterberg zu seiner jungen Gattin, indem er sie zärtlich umarmte und küßte. „Bis acht Uhr Abends arbeite ich auf dem Comptoir, dann gehe ich in den Club. Um zehn, spätestens um elf Uhr bin ich wieder zu Hause.“

Damit war er zur Thüre hinaus.

Herr Winterberg, ein ziemlich gut situirter Kaufmann, war seit zwei Jahren verheirathet und man konnte seine Ehe eine musterhafte nennen.

Das Geschäft befand sich einige hundert Schritte von seiner Wohnung entfernt in einer stark frequentirten Straße der Hauptstadt und durch die blankgeputzten Fensterscheiben konnte man ein wohlgeordnetes Waarenlager sehen.

Bis acht Uhr Abends arbeitete Herr Winterberg eifrig an einem Rechnungsabschlusse und vielleicht wäre er noch eine Stunde länger über seinen Büchern geessen, hätte ihn nicht der Ladendiener aufmerksam gemacht, daß es Zeit sei, das Lokal zu schließen.

Jetzt nahm er Hut und Stock und nachdem der Diener die Thüren gut verschlossen hatte, steckte er den Schlüsselbund in die Tasche und schlenderte gemächlich die Straße hinunter. Er gelangte zu einer Haltestelle der Pferdebahn und mehr aus langer Weile, denn aus Neugierde blickte er in das Innere eines eben anlangenden Waggons.

Eine schöne, elegant gekleidete, junge Dame erhob sich von ihrem Sitze, öffnete die Thüre und verließ mit einer graziösen Bewegung die Plattform.

Das Glockenzeichen ertönte, der Wagen rollte weiter.

Die junge Dame schritt in unmittelbarer Nähe an Herrn Winterberg vorüber und die Seidenspitzen ihrer Mantille verfangen sich dabei an dem Griff seines Spazierstockes.

Während der wechselseitigen Entschuldigungen beeilte sich Herr Winterberg nicht besonders, die Dame aus dieser Situation zu erlösen. Er riskirte einen Wig, indem er von seiner großen „Anhänglichkeit“ sprach, und es dauerte eine gute Weile, bis es ihm gelingen wollte, sein Spazierstöckchen von den Seidenspitzen frei zu machen.

Bei dieser Beschäftigung hatte Herr Winterberg hinreichend Muße gehabt, eine feine Taille und einen schön gewölbten Busen zu bewundern, und als er dann den Blick auf das leicht verschleierte Angesicht der Dame richtete, wurde er von dem pikanten Ausdruck desselben vollends eingenommen.

Er wußte selbst nicht, wie es kam, daß er alsbald an ihrer Seite einher schritt und sich in lebhafter Unterhaltung mit ihr befand.

„Meine Frage nach Ihrer Wohnung wird Ihnen vielleicht als Unbescheidenheit erscheinen, mein Fräulein?“ — meinte Herr Winterberg einmal im Verlaufe des Gespräches.

„Sie legen mir einen Titel bei, mein Herr, der mir lange nicht mehr zukommt,“ antwortete lächelnd seine Begleiterin. „Seit einem Jahre bin ich Wittve und als solche finde ich Ihre Frage durchaus nicht unbescheiden.“

„Ich will Ihnen nicht lästig fallen, gnädige Frau“ — fuhr Winterberg galant fort — „aber ich würde mich glücklich schätzen, wenn es mir vergönnt wäre, bei Gelegenheit wieder ein Viertelstündchen mit Ihnen zu verplaudern. Als lediger Mann (o, du Bösewicht!) lege ich einen großen Werth auf den Umgang mit selbstständigen Damen.“

„Ah! Sie verlangen ein Rendezvous von mir?“ entgegnete die schöne Wittve mit einem vollen Blicke auf Herrn Winterberg.

„Doch wozu Das?“ fuhr sie auf die bestimmende Antwort ihres Begleiters fort. „Wenn es Ihnen paßt, so könnten wir noch heute unsere Conversation bei mir zu Hause fortsetzen. — Zur Vermeidung jedes Aufsehens will ich allein voraus gehen. Sie können mir in einer Viertelstunde folgen. Ich wohne in dieser Straße, das letzte Haus links, im ersten Stocke, Thüre Nummer 3. — Sie können ohne Weiteres eintreten, da ich die Thüre nicht abschließen werde. Ueberdies ist der Gang beleuchtet und ein Fehlgehen nicht leicht möglich. — Auf Wiedersehen!“

Einen Augenblick stand Herr Winterberg unschlüssig still. Vielleicht gedachte er seiner treuen, sanften Gattin, die ihn gewiß mit Sehnsucht erwartete. Sollte er dieses Abenteuer aufgeben und den Abend in seinem Club zubringen?

Es war halb neun Uhr. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen.

„Meine Frau wird es doch nicht erfahren,“ dachte sich der junge Kaufmann im Stillen, — „und schließlich könnte mir ein Anderer bei der schönen Wittve den Rang ablaufen. Ich will es wagen!“

Er schlenderte langsam auf der linken Seite weiter und erreichte nach einigen Minuten das letzte Haus.

Tiefe Stille herrschte in der dunklen Einfahrt; die Treppe war nur matt beleuchtet und bald befand sich Herr Winterberg in der ersten Etage. Mit angehaltenem Athem schlich unser Held auf dem Gange weiter und die ihm bezeichnete Thüre vorsichtig öffnend, trat er rasch über die Schwelle.

II.

Kaum war Herr Winterberg in der Thüre Nr. 3 verschwunden, als am unteren Treppenabsatze schlürfende Tritte hörbar wurden und ein dralles Dienstmädchen, einen Kohlenkübel vor sich tragend, keuchend die Stufen heraufgestiegen kam.

Vor der Thüre, wo Winterberg eingetreten war, setzte es seine Last zu Boden und versuchte, das Schloß zu öffnen.

Da vernahm das Mädchen im Innern der Wohnung ein Geräusch, das ihm verdächtig schien, und auf der dem Küchenfenster gegenüberstehenden Wand wurde der Schatten eines Mannes bemerkbar.

Das zu Tode erschrockene Dienstmädchen bricht in ein furchtbares Geschrei aus. „Hilfe! Hilfe! Diebe! Räuber!“

tönt es durch das ganze Haus. Mehrere Thüren werden aufgerissen, ein Gefreisch von Weiberstimmen erfüllt den weitläufigen Bau; halb angekleidet stürzen die Leute aus ihren Wohnungen heraus und bald ist die erste Etage von den Wohnparteien förmlich belagert.

Herr Winterberg, dem das Kritische seiner Lage bald klar wird, erkennt zu spät, daß er die Adresse verfehlt habe. — Im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit beschließt er verständig zu handeln und die vor der Thüre Lärmenden über den obwaltenden Irrthum aufzuklären.

Schnell öffnet er die Thüre von innen und tritt auf den Gang hinaus. Erneueretes, ohrenzerreißendes Geschrei. Selbst die beherztesten Männer weichen einen Augenblick zurück und die Weiber flüchten ängstlich bis in das dritte Stockwerk.

Diese momentane Verwirrung benützend erreicht Herr Winterberg die Treppe und schickt sich bereits zum Sprunge über vier Stufen an, als ihn das Verhängniß dem stämmigen Hausbesorger in die Arme wirft. Dieser hat als Trommelschläger bei einer Militärkapelle gedient und die Occupation in Bosnien „mitgemacht“, daher ist seine Unerblichkeit über jeden Zweifel erhaben.

Im Nu hat er Herrn Winterberg mitten um den Leib gefaßt und schüttelt ihn derartig, daß seine Comptoirschlüssel aus der Tasche zu Boden fallen.

„Seht den Lumpen, den Einbrecher! Sogar die falschen Schlüssel hat er mitgebracht. Na warte, Spitzbube! Holt die Polizei!“

Zehn Minuten später erscheinen auf dem Schauplatz zwei Polizisten und auf die Aussage des Dienstmädchens und einiger Nachbarn erklären sie Herrn Winterberg für verhaftet.

„Ich bin der Kaufmann Winterberg,“ schreit der Verhaftete mit einem letzten Versuche, sich frei zu machen. Doch die Einrede nützt ihm nichts. „Es wird sich ja Alles zeigen“, meint der Diener des Gesetzes lakonisch. „Vorwärts!“

Unter dem Gejohle der Straßenjugend erreicht Herr Winterberg mit seiner Begleitung endlich das Commissariat, wo ihn nach einem kurzen Verhöre eine Zelle mitleidig in ihrem Dunkel aufnimmt.

III.

Der Zeiger der alten Wanduhr im Polizei-Bureau bezeichnete die achte Morgenstunde. Der amtierende Commissär saß bereits beim Tische und war mit der Durchsicht des soeben eingelangten Rapportes beschäftigt.

„Alfred Winterberg, angeblich Kaufmann,“ sprach er verwundert, — „bei einem Einbruchversuch in der Wohnung des Privaten Moser in der D.-Straße verhaftet. — Unmöglich! Den Mann kenne ich doch genau.“

Er klingelte. „Führen Sie den Inhaftirten Alfred Winterberg vor!“ befahl er dem eintretenden Polizisten. „Während des Verhörs mit ihm lassen Sie Niemanden ein!“

Bald darauf öffnete sich die Thüre von Neuem und Herr Winterberg trat gesenkten Hauptes in das Bureau. Seine elegante Toilette befand sich in einer kläglichen Verfassung, das Angesicht war bleich, die Augen eingefallen, der Bart zerzaust, die Haare hingen wirr um seine Stirne.

Er hatte die ganze Nacht schlaflos zugebracht. Man wäre

versucht gewesen, ihn auf sein Aeußeres hin sofort als einen Verbrecher zu verurtheilen.

„Nehmen Sie Platz, Herr Winterberg,“ sprach der Commissär, dem Eintretenden einen Sessel anweisend, — „und erklären Sie mir, wie es kommt, daß Sie als Einbrecher verhaftet worden sind.“

Bei den Worten des Commissärs erhebt Herr Winterberg freudig das Haupt; — sie sind ja Beide gute Bekannte und kommen öfter im Club zusammen.

Binnen einer Viertelstunde weiß der Commissär das Abenteuer seines Clubgenossen.

„Wahrscheinlich hat mich die Dame absichtlich irre geführt,“ schloß Herr Winterberg seine Darstellung.

„Trösten Sie sich,“ spricht der Beamte in sehr heiterer, beruhigender Laune. „Ich bin dessen sicher, daß Ihnen die Dame ihre richtige Wohnung bezeichnet hat. Uebrigens ist sie nicht Wittwe; es ist das Fräulein Lily vom Vorstadttheater.“

„Wie? Sie wissen so genau . . .“

„Pst! Das sind Amtssachen,“ meinte der Commissär, einen Finger auf den Mund legend.

„Erlauben Sie mir noch eine Frage,“ fährt Herr Winterberg auf das Höchste erstaunt fort. „Ich erinnere mich doch ganz deutlich, in das letzte Haus und in die Thüre Nr. 3 eingetreten zu sein. Wie habe ich also die Dame verfehlen können?“

„Ganz einfach, lieber Freund,“ antwortet der allwissende Commissär. „Sie sind eben in das vorletzte, angelweit offene Hausthor hineingerathen und haben das letzte, gewöhnlich verschlossene Thor gar nicht bemerkt. Sie können sich bei einem Spaziergange leicht davon überzeugen. — Nun will ich Sie auf meine eigene Verantwortung in Freiheit setzen. Sie können . . .“

Ein bescheidenes Klopfen an der Thüre unterbrach hier den Beamten. Der Polizeidiener trat ein und meldete: „Eine Dame verlangt den Herrn Commissär zu sprechen und will sich nicht abweisen lassen.“

In diesem Augenblicke wurde der Diener von rückwärts etwas unsanft bei Seite geschoben und mit einem freundigen Aufschrei stürzte die junge Frau Winterbergs in die Arme ihres Gatten.

„Welche Angst habe ich um Dich gelitten, lieber Alfred!“ rief sie mit bebender Stimme. „Mehrere Male ließ ich Dich suchen und da ich ein Unglück befürchtete, eilte ich selbst auf die Polizei. — Und wie Du aussiehst! — Sprich! um Gotteswillen, was ist geschehen?“

„Ich war — ich konnte nicht — —“ stammelt Herr Winterberg, in seiner Verlegenheit einen hilfessuchenden Blick auf den Commissär werfend. „Du mußt nämlich wissen . . .“

„Ihr Herr Gemahl wurde beim Nachhausegehen von einem plötzlichen Unwohlsein befallen und durch eine Abtheilung des freiwilligen Rettungscorps bewußtlos eingebracht,“ beeilt sich der Commissär zu antworten. „Nach der Aussage des Arztes ist keine weitere Gefahr vorhanden und Sie können nun Ihren lieben Patienten unbesorgt mit nach Hause nehmen.“

Dankbar empfahl sich Herr Winterberg und als er an der Seite seiner Gattin in einem Einspanner nach seiner Wohnung fuhr, leistete er im Stillen den Schwur, nie wieder vom Wege des Guten abzuweichen.

Aphorismen.

Von L. G.

Mode ist Schönheit auf Kündigung.

*

Alte Ehemänner sind meist vollkommen, bis auf einen wunden Punkt: leider ist es gerade der, um den sich die Frauen am lebhaftesten kümmern.

*

Es gibt keine Frau, die nicht jeden Mann in der Liebe noch unterrichten könnte.

*

Ist das Fest vorbei, ist's nicht mehr schön, wie der Vollmond am Morgen, und — die Liebe, die zuletzt schaal wird.

*

Liebe schwindet durch Trennung; Liebe schwindet durch zu häufigen Verkehr; Liebe schwindet durch das Geschwätz boshafter Leute, und oft ist auch gar kein Grund da.

*

Der Honigmond der Geistesarmen ist eine Sinneshese, gemischt mit tödtlicher Langeweile; nur aus der Seele quillt, was dem Süßesten Dauer und Werth verleiht.

*

Der Prüfstein des Weibes und ihrer Zaubermacht ist nicht der Genuß, den sie bereitet, sondern die Art, wie sie die Pausen zwischen den Augenblicken des Genusses auszufüllen weiß.

*

Es gibt Toiletten, die einem Manne gegenüber der erste Schritt zur Intimität sind.

*

Eifersucht mit ihren Klagen ist der Sommerregen der Liebe.

*

Großen Herren und schönen Frauen
Soll man wohl dienen, doch wenig trauen.

Die Rosenkönigin.

Von Armand Silvestre.

I.

Ach, mein lieber Jacques! welche Bürde hat meine Frau mir auf die Schultern geladen, indem sie mich nöthigte, die Stelle eines Bürgermeisters zu Bouzinville anzunehmen. Ich bin in Pension gegangen, um ein ruhiges Leben zu führen; habe mich in ein Dorf zurückgezogen, das selbst den Geographen unbekannt ist, um hier noch ruhiger zu leben; und nun muß ich hier die Last eines verantwortungsschweren, öffentlichen Amtes wiederfinden, Ehrenbezeugungen über mich ergehen lassen, kurz: Aldem wieder ausgesetzt sein, was ich von mir abschütteln wollte, indem ich beim Militär meinen Abschied nahm. Ist das nicht erztoll! Leider ist meine Frau Olympia vom Teufel des Ehrgeizes besessen; sie lechzt nach Huldigungen. Nachdem sie Frau Majorin Laripète gewesen, will sie jetzt Frau Bürgermeisterin Laripète sein. Müßte sie nur die Trauungen vollziehen und all' die Reden halten.

— Aber, mein lieber Herr Bürgermeister! bei einer Bevölkerung von dreihundertsiebenundfünfzig Seelen werden Sie doch nicht so viel zu thun haben!

— Ich bitte: dreihundertdreißig. Seit der letzten statistischen Aufnahme hatten wir acht Geburten und zwei Todesfälle. Wenn die Bewohner unseres Ortes sich nicht entschließen, die Geburten mit den Todesfällen besser ins Gleichgewicht zu bringen, werden wir bald eine Uebervölkerung haben, werden wir in einem Ameisenneste leben, wo Alles drüber und drunter geht.

— Entsetzlich!

— Sie haben wohl keine Ahnung, mein lieber Jacques, weshalb ich Sie eingeladen habe, vierzehn Tage bei uns auf dem Lande zuzubringen?

— Mein Gott! weil Sie mich sehen wollten...

— Weit gefehlt! Es war so eine Idee meiner Frau und betrifft die Wahl der Rosenkönigin.

— Wie? ich soll versuchen...

— Nur keine Unbesonnenheiten, mein Herr! Versuchen nicht — nur auf die Probe stellen.

— Was ist da die Verschiedenheit?

— Sie wird Ihnen sogleich handgreiflich sein.

— Die Rosenkönigin?

— Nein, die Verschiedenheit. Hören Sie mich an!

II.

Und der fürtreffliche Laripète fuhr folgendermaßen fort:

— Es gibt drei Stunden von hier entfernt ein ver-teufeltes Dorf, Champignol mit Namen, welches beiläufig ebenso viele Seelen zählt wie unser Bouzinville. Zwischen den Bevölkerungen der beiden Dörfer herrscht ein Wettstreit, der fast an die Rivalität zwischen Rom und Alba erinnert. Weil die Bürger von Champignol im vorigen Jahre auf den Gedanken gekommen sind, einen Preis für die tugendhafteste Jungfrau ihres Ortes zu stiften, müssen die von Bouzinville nun ebenfalls ihre Rosenkönigin haben und ich soll die Wahl treffen.

— Und Sie finden keine?...

— Ich finde deren nur zu viele! Hier sind alle Mädchen tugendhaft.

— Unerhört!

— Ich begreife Ihre Entrüstung, lieber Jacques; aber es ist nun einmal so. Eine Heerde ohne Wolf.

— Ich soll also der Wolf sein?

— Ja, mein Freund, aber ohne die Schäfchen zu zerreißen. Sie dürfen höchstens die Zähne zeigen.

— Das wird sehr unterhaltend für mich sein!

— Mein lieber Jacques! Meine Frau hatte ganz Recht, als sie mir sagte: „Eine unerprobte Tugend bedeutet nicht viel; ein fester Krug muß dem Feuer widerstehen. Wir müssen Jacques kommen lassen, damit er den Bewerberinnen ein wenig einheizt.“

— Die gütige Dame!

— Ja; aber ich habe auch Recht, indem ich nicht zugebe, daß Sie eine ganze Bevölkerung verderben, deren Tugendhaftigkeit meiner Obforge anvertraut ist. Sie werden daher ihre heikle Aufgabe mit ebenso viel Takt wie Enthaltfamkeit zu Ende führen. Wenn Sie Ihres Sieges sicher sein werden,

dann werden Sie zurückweichen, wie ein General, der sich Beschränkung auferlegt, und werden mir einen kleinen Bericht erstatten. Indem ich die Bewerbung um den Preis auf die Mädchen zwischen 20 und 25 Jahren beschränkte, zählte ich zwölf, die den geforderten Bedingungen entsprechen und unter welchen ich zu wählen habe. Hier haben Sie die Liste derselben. Beginnen Sie Ihren Feldzug, aber geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie mein Vertrauen nicht täuschen und über das Ziel nicht hinausgehen werden.

— Herr Major, Sie haben mein Wort.

— Und nun, mein Junge, wollen wir zum Speisen gehen. Ich habe Olympia empfohlen, Ihnen nur einen schwachen Landwein vorsezen zu lassen, damit Sie Ihre vollen Verstandeskkräfte behalten. Auch habe ich Kampher in Ihr Bett thun lassen, damit Sie keine schlimmen Gedanken bekommen.

III.

Während Jacques seinem gefahrvollen Feldzuge oblag, war der Major Laripète damit beschäftigt, sich seine Festrede aufzusetzen. Wir wollen aus derselben nur den folgenden Theil anführen, der sicherlich den Beifall aller Leser finden wird.

„Ich bin der festen Ueberzeugung, meine Damen und meine Herren, daß indem wir das Mädchen dafür belohnen, daß es tugendhaft geblieben ist in dem, was ihm das Intimste und Kostbarste ist, wir den meisten Mädchen eine Aneiferung geben, auszuharren auf dem Pfade der unschuldigen Freuden. „Bouzinville — die — Jungfräuliche!“ — das ist der ruhmvolle Name, welchen ich für unser schönes Städtchen anstrebe. Ich wünsche, daß wir in hundert Jahren nicht eine Rosenkönigin, sondern ganze Generationen von Rosenköniginnen . . .“

— Mein Freund, Du sagst da eine große Dummheit, unterbrach ihn die Majorin, der er seine Rede vorlas.

— Das thut mir leid, Liebste, denn die Idee war neu und sehr poetisch. Doch höre weiter:

— Indem Ihr, meine lieben Kinder, dieses unschätzbare Kleinod so lange als möglich bewahret, denket an Eure Maires . . .

— Das ist schon wieder eine Dummheit, Onésime!

— Aber ich meine doch nicht Mères (Mütter), sondern Maires (Bürgermeister)! Verstehst Du jetzt? Also, ich lese weiter: „Denket an Eure Maires, die Ihr nicht durch einen übergroßen Zuwachs der Bevölkerung mit Arbeit überlasten dürft. Wartet mit der Heirath, bis Einer in Eurer Familie gestorben ist, und hütet Euch vor Zwillingen, weil solche fast immer in bösem Hader leben, wie schon das Beispiel von Romulus und Remus beweist. Indem Ihr mit solcher Vorsicht handelt, werdet Ihr das Glück und die Zufriedenheit Eures ersten Beamten sichern, der seinerseits Alles aufbieten wird, um auch Euer Wohlergehen zu fördern.“

Das ist doch eisenfest! schloß der Major, indem er sich geräuschvoll die Hände rieb.

IV.

— Nun, Jacques?

— Nun, Herr Major; morgen beginne ich die Zwölfte.

— Und welchen Erfolg haben Sie bis jetzt?

— Denselben Erfolg bei allen.

— Alle haben widerstanden. Ich war dessen im voraus sicher.

— Nein; ich habe Allen widerstanden. Aber Alle haben mir ein Rendezvous für den auf die Bekrönung der Rosenkönigin folgenden Tag gegeben. An jenem Tage hoffe ich meine Freiheit wiederzuerlangen.

— Ja, aber ich werde Sorge tragen, daß Sie noch am Tage der Zeremonie selbst den Ort verlassen.

— Sehr verbunden.

— Es geschieht in Ihrem Interesse, mein Lieber. Wer ist denn die Zwölfte?

— Sie selbst haben sie als Zwölfte auf die Liste gestellt: Fräulein Rose-Célestine Bayard.

— Oh, für diese stehe ich ein! Ein wahrer Tugenddrache ohne Furcht und Tadel, wie der christliche Ritter, dessen Name sie trägt. Bei dieser kommen Sie nicht auf Ihre Kosten, mein lieber Jacques.

Jacques zuckte mit den Achseln und ging mit ziemlich gekenhafter und zuversichtlicher Miene seiner Wege.

Als er am Abend, zur Dinerstunde wiederkam, fragte ihn der Major:

— Nun, diese hat Ihnen doch kein Rendezvous für den Tag nach der Bekrönung gegeben?

— In der That nicht, Herr Major.

— Endlich habe ich meine Rosenkönigin, eine waschechte, unanfechtbare Rosenkönigin, eine jüngere Schwester der Johanna d'Arc, die der Stolz von Bouzinville sein und bleiben wird.

Und er hüpfte freudig herum, wie ein Kind, weil er nunmehr sicher war, daß er seine Festrede anbringen werde.

V.

In der That brachte er sie an. Das Fest gelang prächtig und mit einer Bescheidenheit, die alle Welt entzückte, empfing Rose-Célestine Bayard den Kranz, der ihrer seltenen Tugend gebührte. Laripète küßte sie schluchzend und die Majorin betrachtete sie wie ein seltenes Thier, was vielleicht noch schmeichhafter war.

Nach dem Festessen, das auf einen kleinen Ball im Freien und eine prächtige Parthie Blindkuß folgte, erinnerte sich Laripète der schlimmen Streiche, welche Jacques für den folgenden Tag vorhatte und geleitete daher in eigener Person den jungen Mann zu dem Postwagen, der ihn zur nächsten Bahnstation brachte. Jacques benahm sich so ruhig und ergeben, daß der Major darob erstaunt war und nicht umhin konnte, ihn dafür zu loben.

— Es ist kein absonderliches Verdienst dabei, entgegnete Jacques. Was ich erreichen wollte, habe ich erreicht.

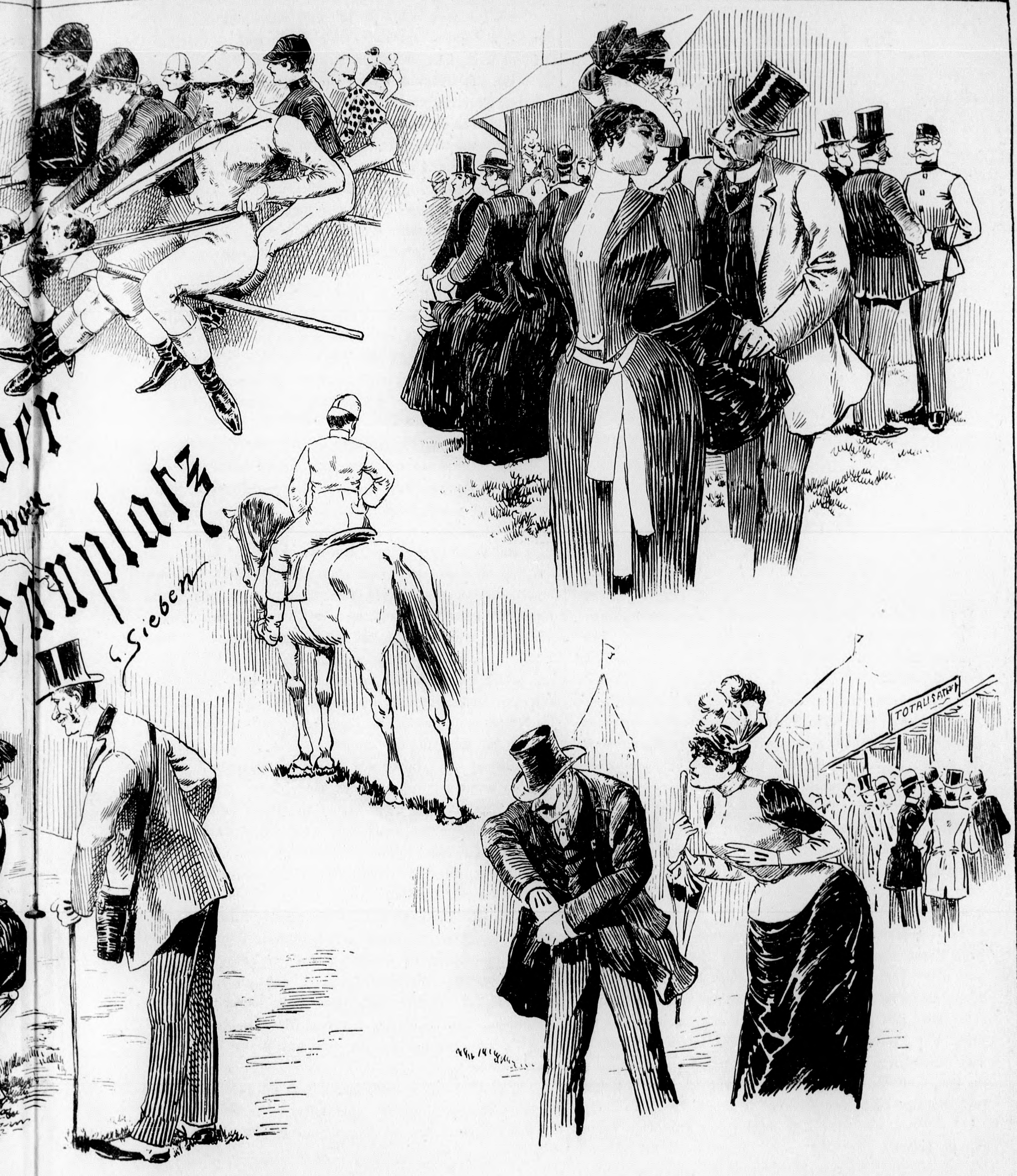
— Was reden Sie, Unglücklicher?

— Ach, keineswegs bei den elf Zurückgewiesenen! Höher hinauf! Bei der Preisgekrönten! . . .

— Bei Rose-Célestine Bayard! Bei der Rosenkönigin! Haben Sie mir denn nicht gesagt, daß sie Ihnen jedes Stelldichein verweigert hat?

— Für morgen ja. Da sie es aber eiliger hatte, als die Andern, so hatten wir das Stelldichein — schon gestern.





von
Sieben

TOTALISATOR

Des Liebchens Schmollen.

Aus dem Sanskrit nachgedichtet von Ludwig Goldoni.

Wenn sie, leicht gekränkt, erwartet
 Einen Fußfall von dem Sünder,
 Deckt sie schmollend ihre Füßchen
 Mit dem Saume des Gewandes.
 Wie sie eifrig doch bemüht ist,
 Schalkhaft Lächeln zu verwinden
 Und den off'nen Blick zu meiden!
 Sag' ich etwas, sagt sie schnippisch
 Kleiner Rede Gegenstimm,
 Nimmer mir, wenn's mir auch gilt,
 Sondern seitwärts ihrer Freundin.
 Mag die Liebste denn gewaltsam
 Ihre Neigung unterdrücken —
 Reizend auch bei so viel Liebe
 Wird des Schmollens Ausgang sein!

K i k e r i k i.

Von R. E.

I.

Wie? Du bist schon wieder zurück? Diese Hochzeitsreise, die mindestens drei Monate hätte währen sollen, dieser verliebte Spaziergang durch die Schweiz und Italien hat im Ganzen zwei Wochen gedauert?

— Ich bin trostlos darüber, mein Lieber; allein meine Frau hat um jeden Preis nach Wien zurückkehren wollen. Helene hat sich überall gelangweilt; Genf und Neapel waren ihr nichts; sie verfiel zusehends. Wien! rief sie unaufhörlich; ich will nur nach Wien zurück!

— Merkwürdig! die Verliebten suchen sonst die Einsamkeit; sie lieben zu schwärmen, des Abends bei Mondenschein, an den schweizerischen Seen, auf den klassischen Kanälen der schönen Venezia, unter dem Azurhimmel Siziliens. Das ist die Poesie, mein Lieber; Wien ist die Alltagsprosa, ohne Salz und ohne Würze.

— Ich muß Dir sagen, daß Helene, als ich sie zur Frau nahm, eben das Kloster verlassen hatte; sie weiß denn auch nichts vom Leben. Für sie ist Wien die Hauptstadt der Welt, die Stadt des Luxus, der Eleganz, deren geheimnißvoller Reiz jede junge Frau bezaubert und unwiderstehlich anzieht. Und doch ist Helene keine Kokette, keine Erbstochter, die nach verfeinerten, verderbten Genüssen begierig wäre. Sie ist ein Engel an Reinheit, an Keuschheit und ich hätte in unserer Hochzeitsnacht nicht gewagt . . .

— Nun, Du wirst Dich wohl später entschädigt haben, will ich hoffen.

— Gewiß! Aber vorher bediente ich mich einer Kriegslift, eines ganz neuen, sehr scharfsinnig erdachten Kniffes.

— Ach! Mir läuft das Wasser im Munde zusammen.

— Ich weiß nicht, ob ich Dir dieses Geheimniß aus dem Schlafzimmer enthüllen soll? Doch was liegt daran? Urtheile selbst über meine Zartheit und mein Genie!

Es gibt Männer, die vor keiner Brutalität zurückschrecken, um der Neuvermählten die Geheimnisse der Ehe zu entdecken. Solche Geschöpfe kann ich nur verachten, sie haben einen Zug des Thierischen in sich; die junge Frau kann nur Abscheu gegen sie haben. Anstatt mit zarter Hand, sanft und allmählig die Hüllen von dem Mysteriorum der Ehe wegzuziehen, reißen sie mit roher Gewalt den Schleier entzwei. Dieses erste Debut in dem Liebesduett führt die junge Frau mit einem plumpen, kunstlosen Sänge zusammen, der da brüllt, wenn er zärtlich girren sollte.

Was mich betrifft, so fühlte ich in mir nicht das nöthige Talent, um in gewinnender Weise auf der Scene zu erscheinen. Ich habe mich deshalb in meiner großen Angst eines Mittels bedient, welches gewisse Künstler anwenden, die mit dem Theater noch nicht ganz vertraut sind. Sie machen sich ein wenig Muth, indem sie sich dermaßen verummnen, daß sie völlig unkenntlich werden.

So habe auch ich gehandelt . . .

Um Mitternacht erwartete mich meine Helene allein in ihrem Schlafgemach. Und ich . . . ich war beklommen, zitterte vor Aufregung und wagte nicht einzutreten. Eine schreckliche Lage, nicht wahr?

Indem ich so überlegte, bemerkte ich in dem kleinen Zimmer, wo ich mich eben befand, einen alten Bauernmantel, einen breiten weichen Hut, einen falschen Bart und eine große, rothe Nase aus Papier mache. Ich hatte mich dieser Gegenstände vor einiger Zeit, bei Gelegenheit eines Dilettanten-Theaters, in welchem ich mitwirkte, bedient.

Rasch hüllte ich mich in den Mantel, setzte den breiten Hut auf, machte mein Antlitz durch den falschen Bart und die Karton-Nase unkenntlich, dann drang ich plötzlich in das Gemach der Vielgeliebten ein.

Sie lag mit geschlossenen Augen in ihrem Bette. Als sie dieselben aufschlug, stieß sie einen Schrei aus. Aber es war zu spät; dem theuren Engel waren die Flügel beschnitten!

Beschämt ob der unwürdigen That, die ich niemals werde verantworten können, entfloh ich schleunigst, nicht mehr wissend, was ich that, unzusammenhängende Worte stammelnd wie ein Wilder, wie ein Menschenfresser.

Als ich nach einer Weile von meiner Aufregung mich erholt hatte, kam ich wieder zurück, diesmal zärtlich, aufmerksam, zuvorkommend wie ein Romeo der guten Schule.

Helene war noch immer verwirrt und antwortete kaum auf meine Liebeschwüre. Und seither ist sie immer kühl, immer träumerisch. Die Berührung mit dem Glenden, der sie — wie sie glaubt — vor mir besessen, betrachtet sie wie eine untilgbare Schmach.

Aber ich kann ihr doch meine kleine List nicht eingestehen!

— Wer weiß, ob Du nicht besser daran thätest? murmelte der Freund, der ein genauer Kenner der Frauen war.

II.

Helene, die Neuvermählte, ruht auf einem schwellenden Sopha, das mit weichen Teppichen aus dem Morgenlande, der

Heimath der schmachtenden Almeen bedeckt ist. Ihre Blicke verlieren sich in unbestimmter Ferne, während unter dem Peignoir von rosa Batist die jungen Brüstchen zittern wie scheue Vögelchen. Und das bezaubernde Geschöpf flüstert ganz leise einen Namen, den sie mit Entzücken ausspricht.

— Kikeriki! Kikeriki!

— Der Hahnschrei ist ein fröhlicher Gesang, bemerkt Frau v. Ruhnert, eine vertraute Freundin der Hausfrau, die eingetreten war, ohne sich anmelden zu lassen.

Helene erröthet und wird arg verlegen. Sie stammelt einige unverständliche Worte.

— Kikeriki! Was bedeutet dieses häßliche Wort, meine Liebste? fragt die Freundin.

Die junge Frau geräth immer mehr in Verwirrung und flüstert endlich:

— Das ist mein Geheimniß!

Frau von Ruhnert will dieses Geheimniß kennen lernen. Sie bittet, fleht, drängt, weil sie sehr wohl weiß, daß eine Frau niemals ein Geheimniß zu bewahren verstanden hat. Und sie macht ihre Sache so gut, daß sie endlich auch Helene zum Geständniß bringt.

— An meinem Hochzeitsabend — erzählt sie — erwartete ich meinen Gatten. Ich war sehr erregt, wie wir es gewiß alle sind in dem Augenblicke, wo wir endlich in jenes Glück eingeführt werden sollen, nach welchem wir uns so lange gesehnt haben. Doch Alfred beeilte sich nicht sonderlich. Plötzlich geht die Thüre auf und ich schließe die Augen, wie Mama es mir empfohlen hatte. Ich fühle stürmische Küsse auf meiner Stirne, auf meinen Lippen; ich sträube mich nicht . . .

Und plötzlich schlage ich die Augen auf, das Herz erfüllt von einer unsagbaren Freude. Himmel! Es ist nicht mein Gatte, sondern ein häßliches Individuum mit einer rothen Nase und einem langen, stuuppigen Barte, welches immerfort Kikeriki! schreit und bald verschwindet.

— Du hättest schreien, um Hilfe rufen sollen.

— Ach, soll ich Dir's gestehen? Ich wollte nicht, daß diesem häßlichen Teufel ein Leides geschehe. Er war nicht schön, er war nicht vornehm, aber . . .

— Aber? . . .

— Er war ein Mann! . . . Einige Minuten später kam mein Gatte; er war sehr artig, sehr sanft, sehr liebenswürdig . . . Aber welche Enttäuschung! Zuckerwasser nach Champagner . . .

Und seither bemühe ich mich vergebens, die Erinnerung an meine Hochzeitsnacht zu verscheuchen; sie kehrt immer wieder. Und gegen meinen Willen rufen meine Lippen mit aller Macht diesen tapfern Unbekannten, der mir die Pforten eines Paradieses eröffnet hat, in welchem ich heute mit einem Führer mich ergehe, welcher unfähig ist, mich die bezaubernden Reize dieses Paradieses genießen zu lassen.

Und darum wiederhole ich unaufhörlich die Worte, die ich unter unvergeßlichen Liebfosungen vernommen habe.

— Kikeriki! Kikeriki!



Aus Don Juan's Erinnerungen.

Die Frauen wünschen vom Buche der Liebe immer wieder eine neue, verbesserte, vermehrte, erweiterte Auflage.

A. T.

*

Aus der Gesellschaft.

Im Rauchzimmer erzählt jeder der Herren seine glücklichen Abenteuer in der Frauenwelt.

— Ich stehe auf sehr gutem Fuße mit der kleinen Baronin Amaranthe, prahlt der lange K. Neulich habe ich in einer Fensternische sie in die Taille geknüpft, — aber etwas tief.

— Bah! ruft Graf W. kühl, — zwischen Pipp' und Kelchstrand ist's weit! . . .

*

Vor Gericht.

Präsident. Erzählen Sie uns also, unter welchen Umständen Sie den Diebstahl begangen haben.

Angeklagter. Unter sehr mildernden Umständen, Herr Präsident.

*

Von der Strafe.

— Ist's wirklich wahr, Rudolf! Du hast geheirathet, ohne mich, Deinen besten Freund zur Hochzeit einzuladen?

— Bist denn Du auch so ein schadenfroher Mensch?

*

Kindermund.

Eine Dame geht mit ihrem Töchterchen auf einem Spaziergange an einem Leihhause vorüber. Plötzlich ruft das Kind aus:

— Nicht wahr, Mama, hier ist wohl der Uhrmacher, der Deine goldene Uhr immer reparirt?

*

Im Restaurant der Börseaner.

Herr Abeles: Das Kraut ist aber gar nit sauer!

Kellner: Herr von Abeles, das ist kein Kraut; das sind Mohnnudeln.

Herr Abeles: So?? Nu, für Mohnnudeln sind sie sauer genug.

Die Wahl eines Liebhabers.

(Gräfin O s t h e i m an ihre Nichte, Frau Louise v. N i c h e n.)

Meine liebe Nichte! In einigen sehr angenehmen gesetzten Worten theilst Du mir mit, daß zehn Monate Zusammenlebens Dich über Deinen Gatten vollkommen aufgeklärt haben, daß Du keinerlei Illusionen mehr hegst über die Freuden der Ehe und daß Du lieber heute als morgen einen Liebhaber nehmen möchtest. Da Du überdies eine ernsthaft denkende Frau bist, möchtest Du diesen Liebhaber nicht aufs Gerathewohl aus der Reihe Deiner zahlreichen Verehrer nehmen, und weil Du Dich zur rechten Zeit erinnerst, daß Deine alte Tante, die Dich erzogen, in diesen Dingen einige Erfahrung besitzt, wendest Du Dich an sie, um ihren Rath einzuholen.

Das ist, meine Thenerste, eine sehr liebenswürdige Aufmerksamkeit von Deiner Seite. Seitdem der Postbote mir heute Morgens Deinen Brief in meiner Einsiedelei auf Schloß O s t h e i m eingehändigt hat, fühle ich mich völlig verjüngt und gekräftigt. Mir ist, als wärest Du noch bei mir, mit Deinen achtzehn Jahren meine sechszig Jahre schmückend und aufheitend. Jetzt, da mir nicht mehr erlaubt ist zu lieben, weiß ich nichts Vergnüglicheres, als junge Leute lieben zu sehen. —

Du willst also einen Liebhaber nehmen und willst ihn also nur nach genauer Wahl und Ueberlegung nehmen. Das ist sehr klug gehandelt. Ich sehe nicht ein, weshalb man auf diese Wahl weniger Sorgfalt verwenden soll, als auf die Wahl eines Gatten. Man nimmt einen Gatten für die Welt und einen Liebhaber für sich selbst; der Gatte ist ein Ziermöbel, der Liebhaber ein Gebrauchsmöbel. Es ist daher sehr geboten, diesen weit eher als jenen, elegant, commod und solid zugleich zu wählen.

Nun hat aber — wie Du mir sagst — Dein Fall das Schwierige, daß unter allen Bewerbern um Deine linke Hand kein Einziger derart vorzügliche Eigenschaften besitzt, um allen Anderen vorgezogen zu werden. Indessen hast Du deren drei ausgezeichnet; drei, nicht mehr und nicht weniger, die Du die drei Musketierte nennst und die in der That sehnsüchtig des Augenblickes harren, wo sie das Feuer gegen Dich eröffnen dürfen. Keiner der Drei mißfällt Dir; keiner der Drei gefällt Dir ohne Rückhalt; jeder von ihnen hat seinen besonderen Vorzug, der gegebenen Falles Dich für ihn entscheiden würde. Der Bankier A d o l f K r a m e r ist weder ganz jung, noch sehr brillant in seiner Erscheinung, aber er ist wahnsinnig verliebt in Dich, seine immer gleichmäßige, ruhige Stimmung ist unerschütterlich, seine Freigebigkeit unerschöpflich wie seine Kasse.

Der Baron J o h a n n K e r n h o l t s hat seine baierische Unverdorbenheit für sich, die fast unberührte Anmuth, Frische und Kraft seiner 25 Jahre; unglücklicherweise ist er beschränkten Verstandes und sehr eigensinnig. Der brillanteste der drei Musketierte endlich ist der Maler H e k t o r H e i l i n g; er ist ein hübscher Mann, elegant, geistreich, fast berühmt, aber sehr eitel, flatterhaft und überdies durch zehn Jahre genußvollen Lebens stark abgenützt.

Welchen sollst Du nun wählen? Das ist die Frage.

*

Vor Allem, Liebste, laß Dir den Baron J o h a n n K e r n h o l t s nicht entgehen. Geist und Freigebigkeit verschaffen angenehme Kurzweil, aber ich bleibe doch dabei, daß die Aufgabe eines Liebhabers vor Allem die Liebe ist. Eine meiner Jugendfreundinnen (sie ist jetzt bald zehn Jahre todt) bemerkte über diesen Gegenstand sehr richtig: „Ich liebe kleine Kuchen und Zuckerwerk; aber ich muß vorher einer guten Mahlzeit sicher sein.“ Die Mahlzeit der Liebe kann aber nur ein junger und kräftiger Liebhaber in gebührender Weise bereiten und auftragen, ein Liebhaber, der den Launen seiner Freundin stets zur Verfügung steht, ja denselben zuvorzukommen weiß. Mit solchen Gefährten langweilt man sich selten, selbst wenn man nicht plaudert; denn eigentlich plaudert man durch Geberden sehr angenehm.

Doch ich weiß, was Du mir einwenden wirst. — Man könne nicht, so man nicht taub oder stumm ist, sich immer mit einer in Geberden geführten Unterhaltung begnügen. Was solle man in den Zwischenakten mit einem Liebhaber anfangen, der allen Geistes bar ist? Ich würde an der Seite Johanns, gesättigt von seinen Küssen und erschöpft von Liebe, hundertmal das angenehme, etwas freie Geplauder Heilings vermissen.

Ei, Louischen, was hindert Dich denn, von Heiling zu verlangen, was er Dir bieten kann, d. h. die Heiterkeit seines Geistes? Wenn der ehrenwerthe Baron Johann Dir sein Lied vorgesungen und auf Dein Verlangen mehrere Male wiederholt haben wird, dann wirst Du ihn ganz höflich vor die Thüre setzen und ihm für morgen — oder wenn Du seiner Musik müde bist, für übermorgen — wieder ein Rendezvous geben. Dann wirst Du Herrn Heiling einen Wink geben, der — ich bin dessen sicher — sich beeilen wird zu kommen und zu Deiner Erheiterung alle Schlußen seines Geistes zu öffnen. Du lächelst? Ich errathe Deine Gedanken sehr wohl, Kleine. „Hektor wird gewiß kommen, sagst Du Dir, und Das wird reizend sein. . . . Aber unter dem äußeren Scheine eines leichtlebigen Künstlers ist dies ein sehr praktisch denkender Gentleman und ich sollte mich sehr verwundern, wenn er seine Zeit und Mühe lange verlieren würde, ohne etwas zu erlangen. Er wird mich drängen, ich werde widerstehen, er wird seiner Wege gehen und ich werde wieder mit dem Baron Johann allein sein. . . .“ Sonderbare Verlegenheit! Und warum solltest Du ihm widerstehen? Erfordert nicht ganz einfach die Ehrlichkeit, daß er für seine Zeit und seine Mühe belohnt werde? — „Wie? fragst Du; — ich soll meinen armen Johann betrügen?“ — Gewiß; Das wirst Du thun müssen und es wird nur seine Schuld sein: warum hat er keinen Geist? Uebrigens, da der liebenswürdige Maler das Leben reichlich genossen hat, wird er nicht sehr gefährlich sein, und ich denke, Du wirst Dir nicht allzu oft Vorwürfe darüber machen müssen, dem Hauptschmuck des Barons ein neues Zweiglein hinzugefügt zu haben. Deine Treulosigkeiten werden sich auf einige hübsche, zärtliche Phantastien beschränken, deren Geheimniß die Herren Künstler weg haben und die einige Abwechslung bieten.

Du hast nun, Liebste, einen Liebhaber und dieser Liebhaber hat einen Stellvertreter. Bist Du nun zufrieden? Nein. Ich sehe voraus, daß Du schwankst in Betreff der Wahl des Stellvertreters. Du sagst Dir: „Wenn ich den armen Johann durchaus hintergehen muß, warum soll ich ihn nicht mit Kra-

mer hintergehen? Kramer ist so großmüthig, so geduldig, er liebt mich so sehr, er erträgt so ruhig alle meine Launen. Das wäre mein Genosse an jenen Tagen, an welchen ich meine Nervenzustände habe.“ Und Du bist bereit, den Maler Heiling dem Bankier Kramer zu opfern. Halt ein, mein liebes Kind! Hüte Dich, diese Unklugheit zu begehen; die eleganten und geistreichen Männer sind heutzutage selten und ich bin überzeugt, daß Du von dem Maler schöne Dinge lernen wirst, von welchen der Baron und der Bankier nichts verstehen.

— „Ich soll also den Bankier an die Luft setzen?“ fragst Du.

Wer sagt denn Das? Durchaus nicht! Es ist sehr angenehm, einen zuverlässigen und ergebenen Freund zu besitzen, der Deine Aufträge besorgt und Dich bewacht wie ein treuer Hund. Es ist auch sehr angenehm, wenn man vor den Schaufenstern eines Juweliers vorbeikommt, von dem Gegenstande seiner Wünsche nur durch den Ausdruck des Wunsches getrennt zu sein. . . . Darum behalte Kramer, mein liebes Kind, zeige Dich ihm gefällig von Zeit zu Zeit, nicht allzu häufig, so daß es stets sein größtes Vergnügen bleibe, Dich mit seiner Freigebigkeit zu erfreuen.

Darauf entgegnest Du mir:

— „Alldas ist sehr hübsch. Ich habe meine drei Liebhaber und bin vollkommen, aus allen Gesichtspunkten glücklich. Aber werden auch sie es sein? Es wird mir kaum gelingen, alle drei zu täuschen und ich werde riskiren, alle drei zu verlieren, weil ich keinen einzigen opfern wollte.“

Es ist wahr, Liebste: Du wirst viele Mühe haben, um alle drei zu täuschen. Man soll in der Liebe betrügen, aber nur mit Maß und Klugheit. Dein ganzes Verhalten in dieser Hinsicht läßt sich in dem Axiom vorschreiben: „Eine Frau muß denjenigen Liebhaber am meisten belügen, den sie am meisten liebt.“ Es ist klar, daß unter Deinen drei Liebhabern Baron Johann derjenige ist, den Du am meisten vorziehst; folglich darf dieser nichts erfahren. Denn, da Du ihn liebst, wirst Du in seinen Augen als untadelhafte Geliebte gelten wollen und es wird Dir sicherlich leicht gelingen, ihn hievon zu überzeugen. Was die zwei Anderen betrifft, so wirst Du ihnen gestehen müssen, daß Baron Johann Dein Herzensfreund sei. In solcher Weise werden sie das Vergnügen haben, ihm die Geliebte zu kapern, was ihrer Eitelkeit schmeicheln wird; sie werden es natürlich finden, daß ihnen Verschwiegenheit auferlegt wird und es wird ihnen nicht einfallen, sich gegenseitig zu überwachen. Kann es unter solchen Umständen etwas Leichteres geben, als das Dreigespann zu lenken?

— „Aber Tante! höre ich Dich ausrufen, was Du mir da räthst, ist ja die höchste Unmoralität!“

Ja, mein Kind, wenn Du Moral willst, dann halte Dich an Deinen Gatten, sticke ihm Pantoffel und gebäre ihm Kinder . . .

Ein Drittes gibt es nicht!

M. P.



Am Lido.

Durch die Lagune irrt das Mondenlicht,
Phosphorisch schillernd auf der dunklen Welle —
Du braunes Mädchen schließ den Vorhang dicht:
Für uns ist ein Verräther nur die Helle.

Laß küssen mich die Lippen, roth und klein,
Den Busen auch, den silberüberschneiten —:
Dann, Gondolier, zieh' Deine Ruder ein,
Und laß den Nachen leise, leise gleiten . . .

H. E. J.

Das Schmollen.

Von Tsuaß.

Wenn das Schmollen nicht wäre!
Wenn wir Ehemänner, Tag aus Tag ein, nur heiteres,
sonniges Chewetter hätten!

Wenn unsere lieben Frauen ewig ergeben, sanft, gutmüthig,
zuvorkommend, nachgiebig sich unseren leisesten Wünschen
fügen wollten!

Das wäre schön, aber es wäre nicht gut, entschieden
nicht gut — denn es wäre langweilig.

Das Schmollen macht die süße Liebe süßer, den köstlichen
Genuß köstlicher, das selige Gefühl seliger; das Schmollen
macht das treue Weib treuer, lebenswürdiger.

Das Schmollen ist ein Streit, ein Kampf, ein Krieg
auf Ja oder Nein, in welchem die Weiber bei gewöhnlichen
Umständen immer siegen.

Das Schmollen dauert tagelang und dauert auch wochenlang.
Es ist ein Beweis der Ausdauer und Beharrlichkeit unserer
lieben Frauen, die treu ihrer eigensinnigen Laune, lieber
fasten, darben und entbehren, als vergeben.

Dennoch gibt es Mittel, sie tirre zu machen und ihre
volle Verzeihung zu erringen und diese Mittel sind ganz harmloser
Natur.

Was nützt auch das Toben, Schelten, Fluchen, Drohen
und Grollen, was nützt das Flehen, Bitten, Bethenern, Versprechen,
Knien und Weinen? Nichts nützt es.

Unser Pulver wird blind verschossen, unsere Waffen prallen
zurück, unsere Kraft geht verloren und unsere Macht erweist sich
als Ohnmacht, wenn wir nicht die richtige Stelle getroffen, den Ort,
wo das Ewig-Weibliche wohnt und thront: Die Ferse des Achilles!

*

Ich nannte drei Weibchen mein Eigen. Alle waren mir
in treuester Liebe zugethan, alle waren gut, brav und edelsinnig
und alle schmollten von Zeit zu Zeit, wie gewöhnlich ohne triftigen
Grund, einer oft ganz geringfügigen Ursache wegen . . .

Meine Erste war eine Freundin der Natur. Es ging ihr
nichts über die Waldeinsamkeit, über einen Spaziergang Arm
in Arm im Freien, fern von dem Getöse der Welt.

„Du schmolst wieder, Theuerste?“ sprach ich.

Sie schwieg.

„O verzeihe mir, es war nicht so böse gemeint!“

Sie verließ das Zimmer und warf die Thüre polternd hinter sich zu. Ich folgte ihr in die Küche.

„Reiche mir die Hand zur Versöhnung, gute Ida!“

Sie ergriff den Kochlöffel und machte sich damit in dem wallenden Suppentopf zu schaffen.

„Ueberlaß das der Köchin, mein Täubchen, der Dampf und die Hitze werden Deinen schönen Augen Schaden bringen.“

„Und die Thränen, die Du mir expressest?“ rief sie schluchzend.

„Schaden ebenfalls den Augen. Mußt Du denn einer jeden Dummheit wegen weinen?“

„Bei Euch ist Alles Dummheit, Ihr weisen Männer.“

„Aber Ida, erwäge doch die Sache vernünftig. Was habe ich Dir denn zuleide gethan?“

„Nichts, nichts, lasse mich in Ruhe.“

„Bist Du noch immer böse?“

„Ich bitte Dich, störe mich nicht in meiner Arbeit.“

„O, Du bist hart, Ida!“

Sie schien mich nicht zu hören und füllte die Suppenterrine mit der siedendheißen Brühe. Dann faßte sie das Gefäß bei den Henkeln und trug es in das Speisezimmer.

Ich folgte ihr auf dem Fuße. Ich nahm meinen Muth zusammen und erlaubte mir eine vertrauliche Berührung ihres wallenden Busens.

Sie konnte es nicht wehren, dachte ich, ihre Hände waren nicht frei — aber ich täuschte mich gewaltig.

Sie ließ die Terrine fallen. Der dampfende Inhalt ergoß sich, glühender Lava gleich, über den Fußboden.

In gerechtem Zorne wallte ich auf; ich nahm den Hut und entfernte mich. Das war auch das Klügste, was ich thun konnte.

Es war ein prächtiger Junitag und ich kehrte erst gegen Abend zurück.

Mein Weibchen lag im Bette, ein nasses Leintuch bedeckte ihre Füße. Ich prallte erschrocken zurück.

„Was ist Dir? Hast Du Dich beschädigt?“

„Ach, ich bin krank!“ seufzte sie.

Ich näherte mich und wollte den Umschlag lüften. Sie ließ es nicht zu.

„Berühre mich nicht!“

„Hast Du große Schmerzen?“

„Wo warst Du?“ hauchte sie.

„Soll ich einen Arzt holen?“

„Wo warst Du?“

„Wo ich war? . . . Das ist Nebensache, ich werde es Dir später sagen. Ist Dir wohl, mein Engel?“

„Beantworte zuerst meine Frage.“

Ich merkte, daß mein Weibchen simulirte und seufzte tief auf. Sie fragte zum dritten Male. Ich seufzte noch tiefer.

„Ach, wo ich war!“ sprach ich.

„So rede doch!“

„Ich war an dem schönsten, an dem wonnigsten Orte der großen, weiten Erde.“

„Darf ich wissen?“

„Warum nicht? . . . Ich war in unserem Birkenwäldchen.“

Jetzt entschlüpfte ein stiller Seufzer auch ihrer Brust.

„O, es ist dort noch immer wie vor Jahren. Die Vögellein singen, die Blümlein blühen, die Blätter rauschen. Die Rasenbank, auf welcher ich einst einer Göttin den ersten wonnigen Kuß auf die keuschen Lippen drückte, ladet noch immer zum Genusse ein. O, wie süß habe ich auf dieser Bank den Nachmittag verträumt, während Du —“

Sie ließ mich nicht endigen. Hurtig sprang sie vom Bette auf und begann sich anzukleiden.

„Gehen wir!“ gebot sie.

Wir gingen schweigend neben einander, denn sie schmolte noch immer. Bald gelangten wir an das Ziel — das schattige Birkenwäldchen nahm uns auf.

Schmollend sank sie auf die Rasenbank hin — schmollend zog sie mich zu sich nieder — schmollend breitete sie ihre Arme nach mir aus.

O wie war uns beiden so selig in der Waldeinsamkeit! In süßer Einigkeit gingen wir beim hellen Mondschein nach Hause und sangen erst an, uns so recht vom Herzen zu lieben.

*

Meine Zweite war eine Freundin von Kunst und Wissenschaft, eine Poetin, eine belehene Frau.

Aber das Schmollen konnte sie nicht lassen. Sie schmolte einst, ich weiß nicht warum und wofür und schmolte schon den dritten Tag und ignorirte mich auf die feinste und zugleich härteste Weise und verweigerte mir strenge jede Gunstbezeugung.

Es war nicht mehr zum Aushalten!

Alle meine Fragen beantwortete sie mit einem kurzen, kalten Ja oder Nein. Meine Grüße, wenn ich kam oder wegging, schien sie zu überhören. Die Geschenke, die ich brachte, ließ sie unbeachtet liegen.

„Babette, ich komme heute Abend erst spät heim, gib mir einen Kuß!“

Sie öffnete ein Buch und vertiefte sich in die Lektüre desselben.

„Babette, hörst Du? . . . Einen Kuß!“

Ich berührte mit einem Finger ihren schneeigen Hals. Sie zuckte zusammen, als hätte eine Wespe sie gestochen und reichte mir unwillig die Wange hin.

Das war mir zu wenig. Ich wollte mich auf jeden Fall versöhnen und lenkte meine Lippen nach der Mitte ihres Gesichtes. Es gelang mir auch, ihr einen schallenden Schmatz zu appliciren, aber die Erwiderung blieb aus.

Und noch mehr. Sie nahm geschwind ihr Sacktuch und wischte sich sehr sorgfältig den herrlich geschnittenen Mund ab. Sie wollte damit ihren Widerwillen gegen mich kundgeben — ich ekelte sie an.

„Gut“, sprach ich entrüstet, „Du sollst es bereuen, ich werde —“

„Was wirst Du?“

„Ich werde heute noch zu meiner alten Flamme zurückkehren, die nimmt mich gewiß mit Freuden wieder auf!“

Mein Weibchen wurde roth wie eine Pfingstrose.



— Biehst Du heute keine Hose an?
 — Nein, Mutter; da kann man nicht recht soupiren.



— Was treibst Du da, Köschchen?
 — Du siehst ja: ich verschliesse meine Sparkasse.

„Und ich,“ rief sie in Thränen ausbrechend — „ich kehre noch heute zu meinen Eltern zurück!“

Sprachs und begann sich anzukleiden. Auch ich ordnete meinen Anzug und als wir beide fertig waren, reichte ich ihr galant meinen Arm.

„Darf ich Dich begleiten?“

„Ich finde schon selber den Weg.“

„Aber ich muß doch Deinen Eltern sagen, warum eigentlich —“

„Ganz recht, komme nur mit — warum eigentlich — warum man eigentlich heirathet, wenn man alte Flammen hat.“

„O, das ist nicht verboten! Du hast die Literatur studirt und wirst doch wissen, daß Schiller, Goethe, Shakespeare und hundert Andere geliebt haben, ehe sie in das Joch der Ehe gingen.“

„Du bist kein Dichter!“

„Ich habe auch ein Herz — und was für ein Herz!“

„Du kennst mich noch nicht recht, Babette.“

„Und will Dich auch nicht kennen.“

„O, da war meine alte Flamme ganz anders! Kein Vergleich, Babette!“

„Wirklich? Ha, ha, ha!“

„Davon zeugen alle ihre zärtlichen Briefe, die hier an meinem Busen ruhen.“

„Falscher!“

„Davon zeugt die weiße Rose, die sie mir zum Pfand der Liebe schenkte und die nun vertrocknet mir ein ewiges Andenken bleiben soll.“

„Nichtswürdiger!“

„Auch ihre Fotografie trage ich bei mir.“

„Glender!“

„Ach, wie reizend ist das holde Kind damals gewesen!“ Mein Weibchen wurde weiß wie Kreide und erzitterte am ganzen Körper.

„Ich will sie Dir zeigen.“

„Hebe Dich weg von mir!“

„O, Du mußt sie sehen, sie ist ein Engel!“

„O Du Bösewicht!“

„Doch, was ist Dir, Theuerste? Du bist ganz verändert, blicke doch in den Spiegel. Ist Dir nicht wohl?“

„Es ist nichts,“ sprach sie gleichgiltig und zwang sich zu einem bitteren Lächeln.

„Beim Zeus!“ rief ich schadenfroh. „Mein Lieb auf der Fotografie ist schöner!“

Babette begann zu wanken. Ich rückte einen Stuhl näher, sie setzte sich, sie erholte sich etwas.

„Du hast mich neugierig gemacht,“ lispelte sie.

„Du willst sie sehen?“

„Ja.“

„Nicht jetzt, Du bist zu aufgereggt.“

„Jetzt, gleich, augenblicklich!“

„Aber Babette —“

„Kein Aber, ich will die Vergifterin meines Glückes kennen lernen!“

Ich weigerte mich entschieden, aber mein Weibchen riß mir den Rock auf und entnahm hastig aus der Brusttasche desselben die Briefe, die Rose und die Fotografie.

Es waren ihre eigenen Briefe — es war ihre eigene Fotografie. — — —

Ich stürzte zu ihren Füßen nieder.

Küssend hob sie mich auf und in glühender Umarmung floß uns eine Stunde wie eine Minute dahin.

*

Meine Dritte war eine musterhafte Wirthin. Ihr größtes Vergnügen waren Ordnung und Bequemlichkeit in den Räumen, wo sie wie eine Königin regierte.

Ich hatte mich über Klara in keiner Hinsicht zu beklagen und wenn sie schmollte, so war gewöhnlich ein durch meine Cigarre entstandenes Loch im Tischtuch, oder ein Riß im Fenstervorhang, veranlaßt durch ungeschicktes Deffnen der Flügel, oder ein großer Fleck auf dem blank gebohten Parquet, herbeigeführt durch vernachlässigtes Schuhreinigen, die Ursache davon.

Wir schliefen, nach alter, patriarchalischer Sitte, in einem Bett. Ihre Eltern, meinte sie, haben dieser Einrichtung auch gehuldigt. Ich befand mich, offen gestanden, sehr wohl dabei.

Eines Morgens beging ich die väterliche Thorheit, mit unserem dreijährigen Sprößling eine Wildschweinjagd im Salon zu spielen. Ich steckte eine Eberlarve auf den Kopf und der Junge verfolgte mich mit Flinte und Säbel bewaffnet ringsherum. Es war ein tolles, lustiges Treiben.

Da wollte es das Malheur, daß ich ausglitt und durch meinen Fall auch eine theuere Porzellanvase zum Falle brachte. Bums! lag sie in hundert Scherben auf dem Fußboden.

Meine Gattin stürzte herbei und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Was hast Du gethan, Unglückseliger?!“

Ich stand verschämt und verlegen vor ihr, wie ein Schulknabe.

„Die Vase ist ein Geschenk meiner seligen Großmutter!“

„Ich werde Dir eine andere kaufen.“

„Die Vase ist ein Andenken.“

„Die neue wird auch ein Andenken sein, ein Andenken von mir.“

„Ich mag kein Andenken von Dir.“

„Ach, Liebste, verzeihe, verzeih!“

Sie wandte mir den Rücken.

„Es soll nie wieder geschehen, ich werde in Zukunft vorsichtiger sein!“

Sie entschwebte, sie that wie es die Andern gethan und ließ mich mit den Scherben und dem kleinen, vor Schreck zitternden Jäger zurück. Das Schmollen ging an.

Ich begab mich in die Stadt und kaufte eine passende Vase. Der Kleine hüpfte vor Freude, als ich sie an den gewohnten Ort stellte, mein Weibchen dagegen wurde noch zorniger.

Sie sprach zwar, aber sie sprach nicht zu mir, sie sprach zu der Vase, zu den Bildern, zu den Wänden und würdigte mich keines Blickes. Worte, wie: Schlechte Zeiten, unnütze Ausgaben, unnöthiger Luxus, theueres Geld, entströmten ihren Lippen und jetzt erst wurde es mir klar, daß sie mir wirklich grollte.

Die Nacht brach an. Sie deckte den Tisch, servirte das Abendbrod und huschte davon. Ich wartete, ich rührte keinen Bissen an. Vergebens, sie kam nicht wieder.

Ich entledigte mich der Schuhe und der Oberkleider, löschte die Lampe aus und streckte mich auf einem Sopha mit dem Vorsage nieder, die Nacht allein zuzubringen.

Mein Weibchen glaubte, daß ich das gemeinschaftliche Bett aufsuchen würde — nein, sie sollte sich geirrt haben.

Lange brütend lag ich da und ein Gefühl der Neue bemächtigte sich meiner Seele, denn ich liebte das prächtige Weib aus vollem Herzen.

Endlich — Mitternacht war längst vorüber — öffnete sich die Thüre unseres Schlafgemaches und aus der egyptischen Finsterniß hallte ihre süße Stimme im kalten Ernste:

„Gehe doch schlafen!“

Ich fror, es war mir trübe und unheimlich zu Muth. Ich warf den Rest der Kleider von mir und schlüpfte in das bequeme, warme Ehebett. Ich dachte meine Klara versöhnt, aber ich täuschte mich.

Kaum lag ich da, so machte sie eine plötzliche Wendung und kehrte mir ihre allerliebste Rückseite zu. Das sollte wohl meine Strafe sein.

Sie schmollte, ich aber konnte mich ihrer Laune unmöglich fügen.

„Courage!“ rief es in mir.

Mein Weibchen war jung und wußte noch nicht, daß man Festungen auch von der „andern“ Seite attackiren kann. Ich führte den ganzen Belagerungspark ins Treffen und — o himmlische Macht der Liebe! — sie wandte mir wieder ihr Antlitz zu und preßte einen langen, beseligenden Kuß auf meinen Mund.

Wir waren versöhnt und feierten eine Wiedervereinigung, die uns des Paradieses Freuden zutheil werden ließ.

*

Ja, das Schmollen macht die süße Liebe süßer, den köstlichen Genuß köstlicher, das selige Gefühl seliger; das Schmollen macht das treue, liebenswürdige Weib treuer, liebenswürdiger.

Das Schmollen ist eine berühmte Erfindung unserer lieben Frauen, darum nennt es auch Börne ganz trefflich:

Das berühmte Schmollen.

Das unerschöpfliche Thema.

Von Germain d'Ange.

Thränen bedeuten Perlen, doch es gibt ebenso falsche Thränen, wie falsche Perlen.

*

Wenn eine Frau ein Steckenpferd reitet, so muß der Mann mitreiten.

*

Wenn ein Mann die Freiheit nicht in der Ehe zu finden vermag, dann sucht er sie außerhalb der Ehe. Das sollten alle Ehefrauen bedenken!

*

Jeder Liebesbrief enthält mehr, als darin ausgesprochen ist.

*

Liebende sprechen meist von sich selbst: es ist die Poesie des Egoismus.

*

Zuweilen findest Du bei einer Frau eine Ansicht, ein Prinzip, das ein früherer Liebhaber bei ihr vergessen.

*

Die Frauen schmolten so oft, weil ihnen die Veröhnungstüffe schmecken.

*

Die Augen einer schönen Frau können Seligkeit versprechen, der Mund kann Seligkeit spenden.

*

Wer von verbotenen Küffen spricht, ist der thörichteste Moralist auf Erden, kann man denn das Edelste, Süßeste und Beste verbieten?

*

Ein schöner Frauenmund vermag aus dem stärksten Platoniker einen echten Epicuräer der Liebe zu machen.

Agathe.

Von Catulle Mendès.

Die noch ganz jugendliche Neuvermählte lag schon im Bette, als der Neuvermählte leise die Thür öffnete. Er blieb auf der Schwelle stehen und begann in seinem Glücke zu zittern. Gestehet, ihr Auserwählten des Paradieses, die ihr einst auf Erden Gatten waret, es gibt keine größere Wonne, als diejenige, mit schier vergehendem Herzen zum ersten Male das Brautgemach zu betreten. Zwischen den keuschen Spitzen des Kopfkissens, hinter dem zitternden Schleier der Bettvorhänge verbarg die Liebliche schen und lächelnd ihr Köpfchen, daß bloß das rostige Näschen unter den Betttüchern hervorlugte und die Neuglein, die zwischen den flatternden Stirnlöchern vor Angst und Hoffnung blinzelten. Die geschmeidige, dünne Bettdecke zeichnete genau die kräftigen Formen des jugendlichen Leibes ab, der zitternd und gekrümmt dalag, jene Formen, deren Umrisse von einem Federbett so leicht ins Uebertriebene vergrößert werden. Ueberall um sie her, in dem geheimnißvollen Dunkel der Vorhänge, in dem bläulich schimmernden Weiß des Plafonds, wo es eine Schaar fliegender Lerchen gab, in dem eiferfüchtigen Canapé dem Bette gegenüber, in dem tiefen Fauteuil, wo die weißseidenen Strümpfe liegen, in dem Spiegel, der zu beobachten schien, in der erlöschenden Lampe, kurz überall nißete die Neugierde, fast menschliche Formen annehmend und mit erwartungsvollen Augen schauend.

Unbeweglich stand der Gatte da, keinen Schritt weiter wagend und schier erschreckt von seinem Glücke; und während sie ihm furchtsam zulächelte, begann er langsam, mit der linken Hand, seinen langen, blonden, seidenweichen Bart zu streicheln. Es war dies seine Gewohnheit. Jeden Augenblick, besonders aber wenn er nachsann, streichelte er mit der Linken langsam seinen Bart, fast ohne es selber zu bemerken.

Die Neuvermählte stieß einen Schrei aus und wandte sich zur Mauer um. Es war ein natürlicher, ehrlicher Schreckensschrei, in welchem alle „Shofings!“ einer in ihrer Züchtigkeit getroffenen Miß sich mit dem stürmischen Verlangen mengten, zu fliehen, sich zu verbergen, zu verschwinden.

Was war ihr denn? Was hatte er denn gethan, um sie dermaßen in Aufregung zu versetzen? Es war eine seltsame Sache und er zerbrach sich darüber nicht lange den Kopf. Der Muth seines Glückes war ihm wiedergekommen, er hielt sie jetzt in seinen Armen, schloß die Widerstrebende in glühen-

der Zärtlichkeit an seine Brust und es vollzog sich der Sieg der jungen, starken Liebe über die keusche, zitternde Jungfräulichkeit, während die Lampe langsam erlosch, gleich einer diskreten Vertrauten, die auf den Fußzehen davonschleicht.

Als aber der Morgen ebenfalls neugierig durch die Vorhänge in das Gemach dämmerte; als die ersten Verzückungen vorüber waren; als die Stunde der Erholung kam, in welcher die Liebe in der Vertraulichkeit zärtlicher Spielereien aufgeht, erinnerte er sich des Schreies, den sie am vorhergehenden Abend ausgestoßen und er fragte sie, was sie plötzlich so sehr erschreckt habe.

Sie erröthete und wandte sich ab.

— Oh, René, Sie wissen es ja, stammelte sie.

— Aber nein.

— Doch!

— Nun wohl: nimm an, daß ich es wisse und erzähle es mir, theure Seele.

— Sie wollen es?

— Ja, ich verlange es.

— Nun denn: ich erschraek so sehr . . . weil Sie Ihren Bart streichelten, sagte sie, den Kopf in ihren Händen bergend. Man kann sich denken, wie sehr der junge Gatte erstaunte, als er solche Worte hörte.

— Ei, was war denn so Schreckliches daran, daß ich meinen Bart streichelte? Ich begreife die Sache nicht . . .

— Pfui, mein Herr! Spielen Sie doch nicht den Unwissenden! Sie verstehen mich sehr gut. Sie fragen nur, um mich zu necken.

— Ich schwöre Dir . . .

— Lügen Sie nicht . . . Das ist häßlich!

Dann begann sie mit einem ernstern Mäulchen, das sie sehr drollig kleidete, sehr rasch zu sprechen.

— Ach, wir sind im Kloster nicht so einfältig, wie die Leute glauben. Man lernt dort gar Vieles. Ich darf es doch jetzt sagen, da ich eine junge Frau bin. Man lernt dort mehr, als bloß Erdbeschreibung und Geschichte; man lernt noch andere, sehr mysteriöse Dinge. In dem Hofe der großen Schülerinnen wird viel geflüstert und gewispert. Man tauscht Bemerkungen aus über die Gespräche, die man während der Ferien gehört und über die Bücher, die man gelesen hat. Und was man nicht weiß, Das erräth man, wobei Eine der Anderen behilflich ist. Es gibt da sehr viele Thörinnen, und boshaft sind sie, ohne darnach auszugehen. Ich hatte eine Freundin Namens Agathe, die sehr viel wußte.

— Mag sein. Aber was hat sie Dich gelehrt, Liebste?

— Sie hat mich gelehrt, daß fast alle Männer gefährlich, verschlagen seien und mit bösen Absichten die Mädchen umschleichen.

— Agathe hat übertrieben.

— Nicht im Geringsten. Aber ihr Umschleichen nützt ihnen nicht viel, da sie mit den Mädchen nicht sprechen, ihnen auch nicht schreiben dürfen. Darum haben sie ein anderes Mittel erdacht, um sich verständlich zu machen.

— Ah! ich bin wahrhaftig neugierig, dieses Mittel kennen zu lernen.

— Oh, Sie kennen es nur zu gut. Sie wissen sehr wohl, daß die Männer sich durch Zeichen ausdrücken.

— Durch Zeichen?

— Ja; ihre scheinbar ganz bedeutungslosen Geberden, die Niemand bemerkt, nehmen eine ganz besondere Bedeutung an, wenn sie uns dabei betrachten.

— Bist Du dessen sicher?

— Ganz sicher. Wenn beispielsweise ein junger Mann auf einem Spaziergange oder in einem Salon einem jungen Mädchen begegnet, so kann ihn Niemand hindern, sich die Nasenspitze zu fragen, nicht wahr?

— Gewiß kann ihn Niemand daran hindern.

— Nun, das ist eben sehr schlimm; denn diese Geberde bedeutet: „Mein Fräulein, ich liebe Sie; ich habe niemals so schöne Augen gesehen wie die Ihrigen.“

— So viele Dinge in einer kleinen Handbewegung! Fürwahr, die Zeichensprache ist fast so schön wie die türkische.

— Spotten Sie nur; Sie wissen sehr gut, daß ich Recht habe. Setzt Einer seinen Klemmer auf und läßt ihn gleich wieder fallen, so heißt das: „Wenn Sie mir die Rose zuwerfen, die Sie am Busen tragen, werde ich sie als ewiges Andenken bewahren und der glücklichste der Männer sein.“

— Großartig!

— Den Finger an die Brustnadel legen heißt fragen, ob man Hoffnung habe, jemals geliebt zu werden; holt man ein Notizbüchlein oder eine Briefftasche hervor, heißt das: ob man wagen dürfe, einen Brief zu schreiben; schlägt man sich an die Stirne, als ob man einen plötzlichen Einfall hätte, so will Das besagen, daß man ein Rendezvous zu hoffen wagt. Dann gibt es noch andere Zeichen, welche sehr häßliche Dinge ausdrücken. Ein Mann, der die Nägel seiner Daumen an einander schlägt, gibt uns zu verstehen, daß er vor Begierde vergeht, uns auf den Nacken zu küssen; und wenn er sein Taschentuch vor seinem Gesichte flattern läßt, als ob er eine Fliege davonjagen wollte, dann schlägt er uns eine Entführung nach England und eine Trauung durch den Schmied von Greta-Green vor.

— Entsetzlich!

— Entsetzlich, in der That. Denken Sie sich die Lage eines jungen Mädchens, das jeden Augenblick von diesen Geberden umgeben ist, die es befragen, umschmeicheln, ansehnen und verlegen, deutlicher als die deutlichsten Worte. Und wie soll man sich darüber beklagen? Es ist unmöglich, sich darüber zu erzürnen, auch nur ein Wort zu sagen. Sie geben ja selbst zu, daß ein Mann das Recht habe, sich die Nasenspitze zu fragen. Die Eltern ahnen nichts; aber wir, wir verstehen. Daher kommt es, daß wir oft heftig erröthen, ohne erklären zu können, weshalb.

— Ihr müßt in der That den ganzen Tag nichts thun als erröthen. Also, Deine Freundin im Kloster hat Dir dieses dunkle Geheimniß enthüllt?

— Ja. Agathe hatte sogar ein kleines Album angelegt, um diese Dinge verständlicher zu machen. Es sah fast wie ein Wörterbuch aus. Auf der einen Seite jedes Blattes hatte sie eine Geberde abgezeichnet, auf der andern Seite fand sich die abscheuliche Erklärung. Oh, wir haben im Kloster dieses Album lange studirt und haben uns davon Kopien auf sehr feinem Papier gemacht, die wir an Ausgangstagen mit uns nahmen.

— Für den Fall, als das Gedächtniß Euch im Stiche lassen sollte.

— Richtig. Hatte man irgend eine Geberde nicht deutlich verstanden, so flüchtete man rasch in sein Zimmer, um das Wörterbuch zu befragen.

Der Gatte mußte sich Gewalt anthun, um nicht in ein schallendes Gelächter auszubrechen, so drollig schien ihm diese Verschlagenheit der Unschuld. Doch hielt er an sich und bewahrte seinen Ernst.

— Es scheint, sagte er, daß das Streicheln des Bartes eine furchtbare Bedeutung haben müsse, weil Du gestern Abends so sehr erschrockst?

— Ja, ja, eine sehr schreckliche Bedeutung! stammelte das junge Fräulein.

Und mit sicherndem Entsetzen, am ganzen Leibe zuckend, verbarg das liebe Kind den schönen Kopf in den zerknitterten Spitzen des Polsters.

Da konnte er aber nicht länger an sich halten. „Oh, Du süßes Tollköpfschen!“ rief er, indem er mit einem Arm die Erschrockene an seine Brust schloß, während er mit der Linken langsam den Bart streichelte — drei Mal.



An Deiner Seite.

An Deiner Seite einst saß ich
Am reichen, beladenen Tisch,
O denkst Du, wie ich dort verschlungen
Den Kuchen und Braten und Fisch?

An Deiner Seite einst saß ich
Am kühlen, erquickenden Quell,
O denkst Du, wie ich dort verschlungen
Die köstliche Liebe so schnell?

Wir waren freilich noch Kinder . . .
Die Zeit hat mich tückisch beraubt,
An Deiner Seite zu sitzen
Ist leider mir nicht mehr erlaubt.

An Deiner Seite zu sitzen,
Ach, trübe dies Glück wieder mich,
Dann holder Engel am liebsten,
Am liebsten verschlänge ich Dich!

Tsuaf.



— Spute Dich, Arabella; die Herren sind versammelt, nur die Damen lassen auf sich warten!

— Ach, habt ihr's so eilig, euer Geweih zu bekommen?

Eine stolze Antwort.

Erzählung von P—nn.

Man beginnt nach der Hauptstadt zurückzukehren. Neulich gab es schon um 6 Uhr Abends Leute im Klub der Kavaliere. Wir saßen im Kreise auf den bequemen Ledersauteuils und führten ein kleines Lustspiel auf, welches man „Das Vergnügen sich wiederzusehen“ hätte benennen können, indem Jeder seine Erlebnisse in der Saison zum Besten gab.

— Und was ist's mit Dir? fragte man Herrn von Pradis. Ist's wahr, daß Du nicht mehr mit Helene Farwell bist?

— Verstehen wir uns recht: Helene Farwell ist nicht mehr mit mir.

— Und Du?

— Ich bin mit Mistreß Margaret, Helenens Stiefschwester.

Die Gesellschaft brach in ein stürmisches Gelächter aus. Das ist köstlich! einzig! unerhört! Dann rückte man enger zusammen und drängte Pradis zu erzählen. Dieser weidete sich einen Augenblick an der großen Wirkung seiner Worte, dann brannte er sich im Gefühle seiner momentanen Wichtigkeit sehr langsam eine Zigarre an, blies bedächtig auf das brennende Ende derselben und begann:

— Ich muß Euch sagen, daß in Ostende das Verhältniß zwischen mir und Helenen in letzter Zeit sich sehr gelockert hat. Graf Lassen hatte die Ungeschicklichkeit begangen, uns den Tenor Vibranti vorzustellen. Oh, es war ein schöner Bursche, dieser Vibranti! Darüber ist nichts weiter zu reden; der vollendete Typus des blassen, braunen, geleckten, stets nach der letzten Mode gekleideten Italieners, der am Abend, im Salon, oder im Kasino, lächelnd, korrekt, mit der Gardenia im Knopfloch, Dich in eine Fensternische zieht und Dir zusäufelt: „Mein Err! ich bin in eine difficile posizione; aben Sie vielleicht u. s. w.“

Signor Vibranti hatte die Gestalt eines Herkules, blaueschwarzes, gekräuseltes, zurückgestrichenes Haar, einen siegreichen Schnurbart und große, blaue Augen mit schwarzen Wimpern, mit welchen der Glende in einer geradezu anstößigen Weise arbeitete. Dazu gurrte er seine Romanzen zum Entzücken. Kurz: Ihr seht, er war vollkommen. Als er zum ersten Male am Klavier sitzend, die Augen nach der Zimmerdecke gerichtet, uns Fortunio's Liebeslied vorwünselte:

Wenn ich zu sagen mich getraute,
Wen, wen ich lieb' —

da sah ich sehr wohl, daß Helene von einer jener tollen Liebeslaunen erfaßt war, welchen man nicht zu widerstehen vermag. Sie trank buchstäblich die süßlichen Worte, die aus Vibranti's Munde kamen, der den Engeln des Himmels zulächelte und dabei die Zähne zeigte. „Blond wie die Weizenähre“ war augenscheinlich Helene und wenn man sich nicht getraute, sie zu nennen, so geschah es wohl nur, weil ich dabei war.

Seitdem nahm Vibranti an allen unseren Dinern, an allen unseren Ausflügen theil. Indes hielt ich gute Wacht und da wir beisammen lebten, — Ihr wißt ja, daß Helene mir einen kleinen goldenen Schlüssel zu der Villa gegeben hat, die

sie im Thiergarten bewohnt — so hielt ich den Säger in platonischer Entfernung.

Eines Abends, als wir nach beendigtem Diner auf der Terrasse des Restaurant saßen, erklärte Miß Helene plötzlich, ihr sei da zu heiß und sie wolle in den Konzertsaal gehen, um die Kurmusik zu hören.

Nun kennt Ihr ja meine Meinung von den Kurmusiken. Ich sagte ihr daher: „Gut, gut; ich komme nach“ — war aber fest entschlossen, mich nicht von der Stelle zu rühren.

Ich blieb denn allein auf der Terrasse und plauderte da mit mehreren Herren. Plötzlich bemerkte ich, daß mein Zigarrenvorrath zu Ende sei und daß ich deshalb nach dem Hôtel zurückkehren müsse. Glücklicherweise war es kaum zwanzig Schritte dahin. Ich gehe in mein Zimmer hinauf und trete mechanisch zum Fenster, um nach dem Strande zu schauen. Es gibt in dem Hôtel einen Balkon, der um das ganze Haus läuft; ich neige mich ein wenig über die Balustrade und sehe zu meiner großen Ueberraschung Licht in Helenens Zimmer. Schau! schau! sage ich mir und schleiche ganz sachte auf dem Balkon bis zu ihren Fenstern. Was sah ich da, meine Jungen? Anstatt im Konzertsaal der Kurmusik zu lauschen, ließ sich Miß Farwell in ihrem Boudoir von dem Tenor Vibranti das Hohelied der Liebe vorsingen. Mein erster Gedanke war, das Fenster einzuschlagen, mich auf die Glenden zu werfen und dreinzuhauen. Allein ich erinnerte mich noch rechtzeitig, daß ich mich mit einem Komödianten nicht duelliren konnte, im Faustkampfe aber war ich nicht sicher, Sieger zu bleiben. Und wozu denn auch? Würde nach diesem lächerlichen Faustkampfe Miß Helene mich weniger betrogen haben? Ich gedachte des Spruches eines Philosophen: Wird ein Ehrenmann betrogen, so geht er weiter und sagt nichts“ — und that also. Eine halbe Stunde später hatte mein Diener den Auftrag, meine Koffer zu packen und nach dem Bahnhofe zu schaffen. Noch am nämlichen Abend reiste ich nach Berlin ab und ließ dem Pärchen volle Freiheit, seine Liebe zu spinnen.

— Pradis, Sie haben sich benommen wie ein Gentleman und ein Weiser.

— Es gibt eben Augenblicke im menschlichen Leben, wo man verstehen muß, kein Held zu sein. Ich kehrte denn nach Berlin zurück, zufrieden mit meiner moralischen Kraft, aber dennoch betrübt. Denn Miß Farwell war eine reizende Geliebte und ich betrachtete melancholisch den an meiner Uhrkette hängenden kleinen goldenen Schlüssel, der mir so oft das Paradies erschlossen hatte.

Der Tag schien mir unendlich lang in Berlin und am Abend trank ich, um zu vergessen, zu meinem Diner eine Flasche Rheinwein nach der andern, so daß ich, bei der Siegessäule vorbeikommend, mit Ueberraschung sah, daß dieselbe ins Schwanken gekommen sei. Unter so bewandten Umständen fragte ich mich, ob es nicht am klügsten wäre, schlafen zu gehen. Und — die Macht der Gewohnheit ist riesig groß — ich schlug in ganz natürlicher Weise den Weg nach dem Thiergarten ein und lenkte meine Schritte nach dem Villenviertel, wo das von Miß Helene bewohnte kleine Palais lag. Die Gaslaternen zu beiden Seiten des Weges grüßten mich sehr leutselig. Vor dem Thor angekommen nahm ich den kleinen goldenen Schlüssel, sperre auf und — nun war ich zuhause.

Zu Treppenhause brannte wie gewöhnlich die Laterne. Ich gehe hinauf, lenke meine Schritte nach dem Schlafzimmer und es gelingt mir im Halbdunkel nicht ohne Mühe, mich jener unnützen Kleidungsstücke zu entledigen, die das Werk des Schöpfers verhüllen und uns hindern, Halbgöttern ähnlich zu sein.

Dann schwankte ich zum Bette, hob den Vorhang und schlüpfte unter die Decke. Ich fühle etwas Sammtweiches, Duftiges an meiner Seite; ich schließe dieses Etwas auf gut Glück in meine Arme und dieses Etwas stößt einen wahnwitzigen, aber weiblichen Schrei aus, was mich beruhigt.

— Lassen Sie mich, mein Herr! wer sind Sie?

— Ich bin . . . wer bin ich denn eigentlich? Richtig, ich bin der Fra . . . der Baron Pradig . . . Robert Freiherr v. Pradig . . . aufzuwarten. Und wer sind Sie? . . . und was machen Sie in meinem Bette?

— Aber ich bin gar nicht in Ihrem Bette; ich bin bei meiner Stiefschwester Helene Farwell, die mir erlaubt hat, während ihrer Abwesenheit in Ostende hier zu wohnen.

Jetzt kam mir allmählig die Erinnerung . . . Die Stiefschwester Margaret . . . eine hübsche Brünette, die ich einige Male gesehen hatte, groß, schlank, mit einem Busen, wie aus Marmor gemeißelt . . .

— Herr Baron, lassen Sie mich in Frieden! rief sie jetzt.

— Ich kam ohne böse Absicht, theuere Stiefschwester; ich sag's auf Edelmannsparole! Ich glaubte bei mir zuhause zu sein . . . Aber, da wir nun einmal so weit sind, sehe ich nicht ein, wozu es gut sein soll, daß Sie sich sträuben?

— Sie sehen es nicht ein? Aber Das ist ja eine Niedertracht! . . . Schwören Sie mir wenigstens, daß Helene nichts erfahren soll . . .

Ich schwor Alles was sie wollte. Und die schöne Stiefschwester begann sich zu beruhigen, als die Thür aufgerissen ward und die Kammerfrau, gefolgt von dem Koche, ins Zimmer stürzte.

— Wer hat euch erlaubt, so hier einzubrechen? rief die schöne Margaret wüthend, indem sie sich auf ihr Gefäß placirte. — Habe ich denn geläutet?

— Nein . . . stammelte die Kammerfrau verblüfft; aber gnädiges Fräulein haben geschrieen . . .

— Ich habe geschrieen, weil es mir Vergnügen machte! ripostirte die Dame stolz. — Und jetzt geht hinaus!

Wie hattet Ihr diese Antwort gedeutet? Ich deutete sie so, wie sie meiner männlichen Eitelkeit am besten schmeichelte.

So kam es, meine Herren, daß ich mein eigener Stiefbruder wurde.



Cocotten.

Fräulein Mimi tritt in einen Juwelierladen, wo sie ein Paar Brillanten-Boutons sieht, die ihr höchstes Gefallen finden.

— Was ist der Preis? fragt das Dämchen.

— Fünfhundert Mark, erwidert der Juwelier.

— Fünfhundert Mark! ruft die Kleine, entsetzt die Hände zusammenschlagend. Ach, mein Herr, Sie überschätzen die Freigebigkeit der Herren sehr!

*

Unter Backfischen.

Linchen: Sag' mir doch, Minchen, was ist die erste Liebe?

Minchen: Das weißt Du nicht, Linchen? Die erste Liebe ist die Vorgängerin der zweiten.

*

Unter Theaterdamen.

Fräulein Arabella fällt über eine ihrer Kolleginen her.

— Ist es wahr, Wilma, daß Du dem Maler K. Modell gestanden bist?

— Ja, aber nur mit dem Rücken.

*

Unter jungen Frauen.

Zwei junge Frauen tauschen ihre Vertraulichkeiten aus.

— Sag' mir doch, Bella, was liebst Du nur an diesem Alfred? Er ist doch gar nicht schön . . .

— Ich liebe ihn auch nicht wegen seiner Schönheit, sondern, weil er im Nothfalle — in meinem Kasten Platz findet!

*

Beruhigung.

Graf Ruschi zur kleinen Frau K.

— Sie kommen morgen zu mir, nicht wahr?

— Ja, aber mein Mann? . . .

— Seien Sie beruhigt: wir werden von ihm sprechen.

*

Am Strande.

— Schau, schau! Ich glaubte, die Beiden wären mit einander verheirathet!

— Ja, aber nur hinter dem Rücken des Pfarrers.



Schamhaftigkeit.

Ein Kapitel moderner Zivilisation.

Mein lieber Jean qui rit!

Gestatten Sie mir einmal, den ungereimten Schwindel etwas höher zu hängen, der in der modernen Gesellschaft mit dem Worte „Schamhaftigkeit“ getrieben wird. Es wird nicht schaden, über das Wort und über die Sache einmal ins Reine zu kommen, — ein Beginnen, welchem man augenscheinlich mit Absicht aus dem Wege geht.

Warum darf eine Frau, ohne gegen die Schicklichkeit zu verstoßen, sich bis zum Gürtel decolletiren, während es ihr strenge untersagt ist, die Farbe ihrer Strümpfe zu zeigen?

Warum ist es ihr erlaubt, halbnackt auf dem Ball oder im Seebade zu erscheinen, während man an jedem anderen Orte, unter allen anderen Umständen ein Geschrei sittlicher Entrüstung zu hören bekäme, wenn sie es sich einfallen ließe, das geringste Stückchen ihrer Haut außer ihrem Gesichte und ihrer Hände sehen zu lassen? Ich möchte Denjenigen sehen, der mir Dies erklärt.

Dies ist einfach blöd und empörend ungerecht zugleich. Denn wenn eine Unglückliche schöne Waden, wohlgeformte Beine und einen mißlungenen Busen hat, warum zwingt man sie, ihre Vorzüge zu verbergen und ihre „Schwäche“ zu zeigen? Warum versetzt man sie mit Vorbedacht unter ungünstigere Bedingungen, als ihre Rivalinen, die kein anderes Verdienst haben, als jene Verführungsmittel im Norden zu besitzen, welche die Natur bei dieser in den Süden versetzt hat?

Das ist sehr ungerecht und unfreundlich gegen uns Männer; denn nur die Oberflächlichen und Heißhungerigen lassen sich an einem reich entwickelten Busen Genüge sein, während die Feinschmecker und die Virtuosen der Liebe, die einen weiblichen Körper hauptsächlich von der Hüfte bis zur Zehe beurtheilen und den Werth aller Schätze, welche dieser Raum umschließt, zu würdigen verstehen, der Augenweide beraubt und zu den härtesten Bedingungen verurtheilt sind. Nur die Weltmänner, die Teilnehmer der eleganten Feste und die Unbewußten, die vom ersten Juli bis zum ersten Oktober die Gestade der Seebäder bevölkern, finden Befriedigung. Ich sehe aber nicht ein, weshalb diese Herren, unter welchen man viel weniger wahre Amateurs findet, als man glaubt, interessanter wären, als die anderen.

Diese hochnasigen Dämchen, die in den Salons der Gesellschaft Alles ausstellen was sie können, und zwar mit einer Ruhe, die an Schamlosigkeit grenzt, und sich hingegen ganz scheu geberden, sobald ein freies Wort gesprochen wird, oder ein Jammergeschrei ausstoßen, wenn sie in einem galanten

Deshabillé überrascht werden (es wäre denn zu passender Stunde und an passendem Orte): diese hochnasigen Dämchen, sage ich, haben mich oft geärgert. Sie machen auf mich den Eindruck von Cocotten, die sich nur wissentlich entkleiden und verletzen meine redlichen Instinkte, durch ihre widerwärtige Art, die Aufmerksamkeit auf die zweideutige Seite der einfachsten und gleichgiltigsten Situationen hinzulenken.

Warum ist eine Frau im Nieder unschicklich und warum ist sie es nicht in dem Leibchen, das sie für die Abendgesellschaft anlegt und das nicht mehr und nicht weniger enthüllt, als das Nieder? Warum ist eine Frau im Bette weniger schicklich, als auf ihrer chaise longue? Warum hebt sie, wenn es regnet, auf der Straße ihr Kleid bis zum Knie auf, um es nicht zu beschmutzen und warum würde sie es in einem Salon nicht aufheben, um ihr Strumpfband festzumachen? Warum betrachtet sie ganz ruhig eine nackte Statue des Antinous oder Apoll und warum würde sie voll Abscheu sich abwenden, wenn sie Ähnliches in Natur zu sehen bekäme?

Das ist ein Geheimniß unserer Zivilisation.

Doch gehen wir weiter. Was unsere Puritaner mit dem Namen „Schamhaftigkeit“ zieren, ist nicht das Mämlische unter allen Breitegraden und bei allen Völkern; die Schamhaftigkeit der einen scheint jenen albern und unbegreiflich, die eine andere Art von Schamhaftigkeit üben, — ein offenkundiger Beweis, daß dieses Wort jedes Sinnes entbehrt.

Im Orient, zum Beispiel, betrachten die Damen nur die Enthüllung ihres Gesichtes für eine Schamlosigkeit; wenn nur das Antlitz verschleiert ist, lassen sie alles Uebrige ohne die mindeste Verwirrung und ohne Zögern sehen. Es kommt oft vor, daß man auf einem Spaziergange in der Umgebung der Städte plötzlich auf eine Schaar junger Odalisten stößt, die sich in der allereinfachsten Bekleidung befinden, weil sie sich allein glauben und geschützt vor männlicher Neugierde. Was thun sie nun, um den indiscreten Blicken zu entgehen? Sie schlagen ihr Hemd über den Kopf, lehnen Dir verächtlich den Rücken zu und lassen Dich nach Belieben die wohlgerathenen Formen ihrer Reversseite betrachten. Die Ehre ist gerettet. Die Türkinen wären entsetzt, wenn man ihnen von den schamlosen Europäerinnen erzählen würde, die sich von dem Erstbesten ins Gesicht gucken lassen, wie die Straßendirnen und nicht so viel Selbstachtung besitzen, um ihr Antlitz vor den lüsternen Begierden des ausgelassenen Geschlechtes zu schützen! Und sich vollends mit entblößtem Busen in die Arme eines Fremden zu werfen und unter dem Vorwande des Tanzes die hingebungsvollsten Posen anzunehmen: das fällt ihnen gar nicht ein. Sie würden solch' bizarres Thun für die äußerste Unschicklichkeit halten und, meiner Treu! sie hätten Recht.

Das Merkmal der Schamhaftigkeit ist für eine Wilde ein einfaches Feigenblatt, für eine Ballettänzerin das „Tutu“, ein handbreites Schürzchen am Hintertheil; für eine Horizontale besteht es darin, daß sie gewisse Forderungen zurückweist, die über ihr gewöhnliches Menu hinausgehen. Für eine Welt-dame besteht es in einer Menge von Neußerlichkeiten, die sie aber an nichts hindern, wenn einmal die Stores vor dem Fenster herabgelassen sind; für die Betschwester besteht es in der Heuchelei, daß sie ihre Reize nicht kenne und sie vor dem starken Geschlechte verberge, und darin, daß sie die Liebe und ihre



— Nun, Graf: wie findet man im Parterre meine neueste Leistung als „Mansell Rührmichnichtan“?

— Gottvoll! man hat bereits einen Subskriptionsbogen zur Bildung einer Aktiengesellschaft aufgelegt.

Freunden wie einen lästigen Frohdienst hinnimmt. Ich habe ein Ehepaar dieser Gattung gekannt, welches die Sittenstrenge so weit trieb, daß sie — wie soll ich es nur sagen? — Nachtgewänder erfanden, die jede unnütze Berührung verhinderten. Dieses Ehepaar bekam jedes Jahr einen Sprößling.

Welch' erbärmliche Komödie! Je näher der Mensch dem Naturzustande steht, desto mehr ist ihm das Gefühl der Schamhaftigkeit unbekannt, die ja im Grunde nur ein Produkt der raffiniertesten Verderbtheit ist. Bei uns, die wir lasterhaft sind bis in die Knochen, ergreift die falsche Schamhaftigkeit jede Gelegenheit, um sich vorzudrängen. Dies ist im Grunde nichts weiter, als ein listiges Mittel, um der Ausschweifung etwas Mysteriöses, Pikantes beizumengen, die blasirten Sinne anzuregen! . . .

Und dann, ehrlich gestanden: wir wissen genau, was die Elle werth ist von dieser Schamhaftigkeit und unsere Dämchen halten uns für gar zu einfältig, wenn sie sich einbilden, daß wir diese ihre Waare für echt nehmen. Da müßten wir niemals ein Gespräch junger Frauen und — sagen wir es rund heraus — junger Mädchen belauscht haben, wenn sie unter sich sind. Oh, unsere jungen Mädchen am Schlusse des Jahrhunderts lassen sich famos gehen! Es gibt da Augenblicke, wo selbst die Leser der „Freien Bühne“ zurückfahren möchten. Dieselbe Kleine, die, wenn sie vor der Welt Komödie spielt, mit ge-

senkten Blicken dasteht, bei der geringsten Anspielung über und über roth wird und thut, als ob sie nichts verstünde, läßt sich gehen, wenn sie mit Ihresgleichen allein ist und spricht die haarsträubendsten Dinge, — allerdings nicht haarsträubend für ihre kleinen Kameradinen, die über nichts mehr erstaunen, durch nichts verletzt werden und frisch und froh mitreden.

Wenn sie nicht gar zu schlimme Komödiantinen sind und sich einigermaßen sicher fühlen, dann ziehen sie sich mit einer Naivetät aus der Affaire. Sie hören zu, ohne mit einer Wimper zu zucken, sie lachen herzlich und thun nachträglich sehr erstaunt, wie Jene, die einem Herrn, der ihr etwas recht Gepfeffertes gesagt hatte, zur Antwort gab:

— Ich verstehe Sie zwar nicht, aber es ist eine Gemeinheit! . . .

Wenn Sie einmal auf eine aufrichtige Frau stoßen, fragen Sie sie nur, was in den Damencoups der Eisenbahn, in den Dampfbädern, kurz überall, wo die keuschere Hälfte des Menschengeschlechtes „unter sich“ ist, gesprochen und getrieben wird, ohne die geringste Verlegenheit, ohne eine Spur von Errothen. Fragen Sie nur und Sie werden erbaut sein von der Aufrichtigkeit und Natürlichkeit dieser eiteln Posse, die man Schamhaftigkeit nennt.

Und wenn noch die Jungen allein damit behaftet wären! Man könnte es ihnen verzeihen und sich hinter verschlossenen

Ihnen für die augenblicklichen Entbehrungen schadlos halten, die ihre erkünstelte Sprödigkeit uns auferlegt. Aber weit geht! Diejenigen, die schon „außer Dienst“ gestellt sind, zeigen sich am ungeberdigsten. Es ist bei diesen nur ein Kniff, um uns einzureden, daß sie noch ein Geschlecht haben und um die unerfahrenen Jünglinge glauben zu machen, daß sie sich gegen Angriffe schützen müssen, die Niemand mehr gegen sie im Schilde führt. Ich kenne nichts Abgeschmackteres und Aerglicheres. Und wenn man sieht, wie eine dieser Eierpuppen, die nur mehr altes Pergament zu verhüllen hat, schämig ihre Ueberbleibsel verhüllt, oder eine entrüstete und zugleich lästerne Miene annimmt, wenn eine etwas gewagte Anekdote, die sie ja nichts mehr angeht, zum Besten gegeben wird, so drängt es Einen ordentlich, ihr ins Gesicht zu schreiben, daß sie sich keine unnötige Mühe mache.

Muß es erst gesagt werden? Bei den Frauen aus dem Volke ist die Schamhaftigkeit am wenigsten verlegend, vielleicht weil sie weniger erkünstelt, weniger berechnet, weniger gehandelt ist und sich auf ein Minimum beschränkt. In dieser Klasse wird jedes Ding bei seinem Namen genannt; eine Kage heißt eine Kage und eine Dirne heißt eine Dirne. Man drückt sich frank und frei aus über alle Dinge, die in der „hohen Welt“ als unschicklich gelten und erwöthet nicht über Worte. Dagegen würde diese Tochter oder Frau eines Arbeiters, die Alles sagt und Alles hört und gegebenen Falles sich nicht lange besinnt, in Gegenwart Dritter sich gewissen Vertraulichkeiten hinzugeben, sich schämen, öffentlich Schultern und Busen zu entblößen.

Die sogenannte Schamhaftigkeit ist demnach nichts als eine rein konventionelle Sache, widernatürlich und widersinnig, eigentlich Schamlosigkeit und Schwindel.

Das sollte einmal deutsch gesagt werden. Womit ich bin
Ihr alter Freund Tiek.

Unsere Leute.

Lewy und Hirsch, welche in Leipzig zur Messe sind, kommen Abends in ihrem gemeinschaftlichen Quartier zusammen.

Lewy prahlt: Heut' bin ich gewesen geladen zum Diner bei dem reichen Wollhändler Aronsohn! Gott, ist das e Pracht! Ueber dreißig Zimmer und lauter Bedienten mit Frack und güldene Knepp, und bei Tisch silbernes Eßgeräth . . .

Hirsch (ungläubig): Zeig!

*

Moriz'l und Jakob'l treffen in der Schule zusammen.

Moriz'l: Mein Vatter is gekümmen von Karlsbad und hat mitgebracht für mein' Mutter eine Broche, eine großartige Broche; da steht aufgeschrieben mit goldene Buchstaben: Karlsbad.

Jakob'l: Dos is mir! Mein Vatter war auf dem Semmering und hat zuhaus gebracht zwölf silberne Köffel, da steht in jeden eingravirt: Hotel Semmering!



Der Hecht.

Von Armand Silvestre.

I.

Johanna war ein schönes Weib mit ihrem pechschwarzen Haar, das büstenartig vom Nacken bis an die Stirne ihren Kopf bedeckte. Ihr vom Wind gebräunter, feister Nacken, ihr kräftiger und geschmeidiger Leib, der frei aus den Hüften aufragte und die Schmach eines Nieders nicht kannte; ihr voller, fester Busen, der ihr armseliges Leibchen zu sprengen drohte: Alles bildete ein Ganzes von robusten Reizen, über welche ein sanfter Blick und ein freundliches Lächeln Licht verbreiteten. Mathias, ihr Lebensgefährte, war auch kein übler Bursche, wohlgebaut, stark in der Muskulatur wie ein Herkules, mit einem Ausdrucke spöttischen Stolzes im Gesichte. Sie liebten sich ehrlich, denn sie waren Mann und Weib seit zwei Jahren, und sie blieben einander treu, wengleich es Johanna in der Gegend an Verehrern nicht fehlte und auch der stramme Mathias von alten Mädchen und noch empfindungsfähigen reifen Frauen viel beguckt wurde.

Die Beiden sind übrigens sehr arm; sie hatten geheiratet, ohne einen Heller zu besitzen, ganz einfach, weil sie einander geliebt hatten. Das einzige Geschenk, welches Mathias seiner jungen Frau zur Hochzeit machen konnte, war ein schlechter, silberner Fingerreif, kaum einige Franken werth. Es war denn auch Mathias' sehnlichster Wunsch, eines Tages diesen Reif durch ein schönes, goldenes Ringlein am Finger seines Weibes ersetzen zu können. Allein, das Geld fehlte immer wieder zu einer solch' unsinnigen Ausgabe. Wovon lebten sie denn eigentlich? Es muß gleich gesagt werden: von der verbotenen Fischerei und vom Wildern. Mathias war seines Zeichens Wildschütz; man wird es daher begreiflich finden, daß er bei den Behörden und den Landbesitzern der Umgegend nicht sonderlich in Ansehen stand. Derjenige der Gutsherren, der ihn am meisten haßte, war der Graf Schlotterfuß, dessen Wälder und Teiche wunderbar bevölkert waren, die ersteren mit Kaninchen, die letzteren mit Karpfen und Hechten. Der Graf und sein Feldhüter, der alte Vetter Schubsack, hatten fortwährend die Augen auf den gefährlichen Nachbar offen. Denn er war in Wirklichkeit der Nachbar des hochmögenden Grafen; nur einige hundert Meter vom Schlosse entfernt lag in einem Dickicht die elende Hütte dieses Ehepaares, das vom Raub allein lebte. Im Innern ihrer armseligen Behausung gab es nichts als eine Flinte und einige Angelrutthen. Ein alter Spind von weißem Holze und ein wackeliges Bett bildete die Einrichtung. Das Bett war für Zwei augenscheinlich zu schmal, aber sie fanden dennoch Platz darin.

Die scharfsinnigen Leser werden mich sogleich verstehen, wenn ich ihnen sage, daß der Haß des Grafen Schlotterfuß gegen den Wilderer Mathias ebenso von dessen Sorge um seinen Wildstand wie von dessen maßlosem Verlangen nach dem appetitlichen Weibchen des Wilderers, nach der schönen Johanna, eingegeben ward. Wiederholt hatte er sein Glück bei ihr versucht; doch war er stets zurückgewiesen worden; ich möchte sagen: „mit Verlust zurückgewiesen“, wenn er noch

etwas zu verlieren gehabt hätte. Nicht als ob der Graf schon sehr alt gewesen wäre; aber er hatte in seiner Jugend viel gelebt und die großen Städte hatten gar manchen tollen Streich von ihm gesehen, ehe er sich entschloß, sich auf seinen Gütern zur Ruhe zu setzen. Er war, wie so viele andere seines Standes, der jämmerliche Nachfahr starker Ahnen. Ein Hauch von Eitelkeit, Begehrlichkeit und Thorheit belebte allein noch diese abgelebte Haut. An dem schwächlichen Cavalier war Alles so mager, daß er nur an seinem Zeigefinger den Familienring tragen konnte, den sein Großvater am kleinen Finger getragen hatte. Es war ein Ring, mit einem herrlichen, antiken Stein geschmückt, welchen der Graf gern in der Sonne funkeln ließ, um die anderen Menschenkinder zu demüthigen.

Man wird jetzt begreifen, daß Johanna, die Uneigennützigkeit selbst, ihren Mathias nicht mit dieser lebendigen Vogelscheuche betrügen wollte.

II.

Es war in der Jahreszeit, wo die Forelle sich ganz dem Liebesgeschäfte hingibt und nicht mehr auf den Fischraub ausgeht. Vergebens hielt der Fischer, selbst auf die Gefahr hin, gefaßt zu werden, in solchen Tagen den fettesten Köder vor den dicken Schnabel dieses köstlichen Fisches hin. Und doch mußte die Tafel der Feinschmecker der Gegend mit Fischen versorgt werden, sollte der Wilderer ihre Kundschaft nicht verlieren. Johanna und Mathias dachten mit Schrecken an eine Zeit der Arbeitslosigkeit, welche ihre Noth auf das Höchste steigern würde. Wohl lag da der Teich des Grafen, allein der Feldhüter Schubsack war früh auf den Beinen. Bah! man wird es dennoch wagen. Und wenn man ins Loch gesteckt wird, so gibt es da wenigstens zu essen. Ja, aber man kriegt nur abgesondert zu essen und das Schwarzbrot schmeckt gar bitter, wenn nicht die Liebe es versüßt.

Der Maimorgen breitete einen leichten Nebelschleier über die Gegend; auf dem Wasser war der Nebel dichter, als auf dem Lande. Mathias und Johanna fanden das Wetter günstig zu einem kleinen Raubzuge; aufgeschürzt bis über die Kniee — sie gerade so wie er — stiegen sie zwischen dem Uferschilf in den Teich hinab. Im Lichte eines schrägen Sonnenstrahles, der auf dem Wasser zitterte, unter der Durchsichtigkeit der ruhigen Oberfläche, die nicht das leiseste Lüftchen kräuselte, tauchte alsbald ein Hecht vor ihnen auf, dessen dunkler Rücken fast ganz frei lag und der von Zeit zu Zeit das Maul aufthat, um behaglich zu gähnen. Der Fisch verdaute augenscheinlich das erste Frühstück. Mathias führte ohne das geringste Geräusch und mit großer Geschicklichkeit eine aus starken Wurzeln angefertigte Schlinge, die am Ende einer Gerte befestigt war, unter den Bauch des Fisches, zog mit kräftigem Ruck die Schlinge unter den Schwimmslossen zusammen und im nächsten Augenblicke zappelte der Fisch auch schon zu den Füßen Johanna's, mit dem starken Schwanz den Nasen peitschend. Mathias versetzte dem Thier einige Schläge, aber nur um es zu betäuben; denn es ist den Hausfrauen lieber, wenn sie denn Fisch lebend bekommen. Die Sonne war inzwischen über die Kronen der Bäume gestiegen und beleuchtete die freudigen Gesichter des Wilderers und seines Weibes.

— Oh, mein Gott! rief Johanna plötzlich aus.

— Barmherziger Himmel! sekundirte Mathias.

Der Mann hatten den Grafen Schlotterfuß von rechts, die Frau den Feldhüter Schubsack von links herankommen gesehen. Waren sie gesehen worden? Das wußten sie nicht. In ihrem Zweifel duckten sie sich schnell in dem hohen Schilfgrafe. So konnten sie nicht gesehen werden, konnten aber auch ihrerseits die Bewegungen ihrer Feinde nicht sehen.

III.

Alles war mäuschenstill ringsumher; nicht das leiseste Geräusch störte den Frieden des Morgens.

— Wir müssen doch fort von da, sagte Mathias endlich, dem die Zeit zu lang ward, obgleich sein Weib Johanna sich alle erdenkliche Mühe gab, sie ihm so angenehm als möglich zu vertreiben.

— Wenn wir den Hecht verbergen könnten, sagte Johanna, hätten wir nichts zu fürchten.

Der Gedanke, ihre Beute fahren zu lassen, kam ihnen nicht einen Augenblick in den Sinn.

— Hör' mal, fuhr das Weib nach einer Weile fort; der Fisch ist fast todt; Du könntest mir ihn unter meinem Rocke, am Hemde festbinden. Das Thier wird mich ein wenig im Gehen hindern, aber ich muß doch nicht laufen. Wie?

Mathias sagte nichts, sondern that, wie sein Weib ihm gerathen.

— Und nun gehen wir nach verschiedenen Richtungen heim, sagte er. Trifft man uns, so wird nichts Auffälliges dabei sein.

Sie tauschten rasch noch eine Liebkosung aus; dann ging er links und sie rechts und sie sahen nichts Bedrohliches auf ihren Wegen.

Die Thatsache ist die, daß Mathias mit dem Better Schubsack keine Begegnung hatte, weil dieser nach Leerung seiner Schnapsflasche am Fuße einer Eiche eingeschlafen war. Schlimmer erging es der armen Johanna. Der Graf Schlotterfuß hatte sie bemerkt und in einem Baumdickicht verborgen ihr aufgelauert. Als sie da vorbeikam, sprang er hervor, faßte sie und suchte sie in das Dickicht zu schleppen. Allein Johanna war stärker als er und begann nach der ersten Ueberraschung sich zu wehren wie ein Teufel.

— Die Pfoten weg! schrie sie. Aber er hörte nicht auf sie, sondern setzte seine Angriffe auf ihre Tugend fort, bis zu dem Augenblicke, wo er einen schrecklichen Schrei ausstieß. Und wer zufällig Zeuge dieser Scene gewesen wäre, hätte sehen können, wie er ächzend und winselnd querselbein davonlief, immerfort einen Finger schüttelnd, der mit einem Ring von Blutstropfen wie mit rothen Korallen besetzt war.

IV.

Heimgeliebt benahm sich Johanna ebenso heldenmüthig verschwiegen, wie sie sich soeben tugendhaft benommen hatte. Sie erzählte ihrem Manne nichts, um ihm keinen Verdruß zu verursachen und ihn nicht in Zorn zu versetzen. Dies ist ein

sehr nachahmenswerthes Beispiel für jene Frauen, die uns in solchen Fällen mit der Erzählung ihrer Vertheidigungskämpfe langweilen.

Jetzt klopfte Jemand diskret an die Thüre.

Es war der Herr Rechtsanwalt P e c k e r i c h, ein Vertheidiger des Rechtes und großer Liebhaber von Fischen. Er kam nachfragen, ob Mathias nicht etwa einen schönen Fisch zu verkaufen hätte.

Johanna wies dem Manne der Justiz den prächtigen Fische, den sie soeben aus seinem begehrenswerthen Versteck hervorgeholt hatte.

Der Rechtsanwalt grinste vergnügt.

— Soll ich ihn ausweiden? fragte Johanna.

— Gewiß, da ich sehe, daß er frisch ist, erwiderte der Käufer.

Johanna legte die Linke dem Fische auf den Kopf und öffnete mit der Rechten mit Hilfe eines Messers den Leib des Fisches. Dann fuhr sie mit der Hand hinein und zog sie gleich wieder zurück, wobei ein klingender, funkelnder Gegenstand zur Erde fiel, der augenscheinlich im Bauche des Fisches enthalten gewesen.

Der Rechtsanwalt bückte sich, hob den Gegenstand auf und rief:

— Du grundgütiger Himmel! Welch' ein wunderbares Kleinod! . . . Wieso ist es in den Leib dieses Fisches gerathen?

Und er betrachtete voll Bewunderung den prächtigen Glanz des Edelsteines im Sonnenschein. Und was so herrlich funkelte, war ganz einfach der Familienring des Herrn Grafen Schlotterfuß, ein Kleinod, welches ein Ahn des Grafen, Kazetan von Schlotterfuß vom Sultan Saladin, während einer Waffenruhe im Kreuzzuge, zum Geschenke erhalten hatte. Johanna und Mathias betrachteten nun das Kleinod ebenfalls mit Bewunderung, indeß begriff Johanna den Zusammenhang der Dinge besser, als Mathias.

— Meine Kinder, sprach der Rechtsanwalt, der ein ehrlicher Mann und dabei ein passionirter Raritätenflesammler war, — ich könnte jagen, daß dieses Juwel mir gehört, da ich es mit dem Fische gekauft habe. Allein, meine rechtschaffene Natur lehnt sich gegen diese Ungerechtigkeit des Gesetzes auf. Ueberdies schreke ich vor den Prozessen zurück; ich weiß mehr als irgend Einer, mit welchen Plackereien und Unzukömmlichkeiten sie verbunden sind. Laßt uns diesen Fund theilen; ich will Euch die Hälfte seines Werthes nach meiner Schätzung ausbezahlen.

Und er warf ihnen zweihundert Franken auf den Tisch hin, während er mit der andern Hand den Ring in seine Westentasche schob.

Mathias konnte nun seinem Weibe ein schönes, güldenes Ringlein kaufen und so ward wieder einmal die Tugend schon hier auf Erden belohnt.



Blasirte.

Wieder hat entfacht der Liebe
Schaumgebor'ne Schöpferin
Mit dem jugendfrischen Bilde
Aleinem liebesmüden Sinn,
Da, gebannt von Sphärenlauten
Ich der Engelstimme lauschte,
Und das Aug' am Marmorbusen
An dem wogenden berauschte;
Welch ein Ton! welch' edler Gestus!
Um die Hüfte welche Fülle!
Kaum verbirgt die vollen Formen
Des Gewandes enge Hülle;
Ha! Ich muß Dich Weib! besitzen!
Heute noch will ich Dir schreiben!
Giebst Du Antwort — eil' ich zu Dir,
Thust Du's nicht, so — laß ich's bleiben;

Die Lieb' hat getragen,
Doch treu blieb der Durst;
Der Wein ist mir Wonne,
Das Weib ist mir Wurscht!

Nicht als ob ich nun das Lieben
Ueberhaupt für immer lasse;
Alein! Ich liebe noch mitunter,
Wenn ich auch die Weiber hasse;
Denn der Mensch, wenn er auch immer
Noch so sehr das Wasser scheu't,
Muß sich doch bisweilen waschen
Wegen seiner Reinlichkeit!

August Schuhmann.

(7)

Der Beseffene.

Roman von Camille Lemonnier.

Er glaubte sogleich zu bemerken, daß die Seeleute, auf ihrem Plaze sitzend, mit erzürnten Mienen auf ihn schauten.

— Sie irren sich, sagte die süßliche Stimme des Unbekannten; dieser Gin ist ausgezeichnet und ich könnte nie genug davon haben. Zu meiner Zeit wäre ich vor einem ganzen See solchen Gins nicht zurückgewichen.

Diese Prahlerei erheiterte den Präsidenten.

— In der That, sagte er, dieser Gin regt die Sinne an.

Er wußte nicht genau, ob er der Kellnerin einen Wink gegeben habe; doch kam diese und brachte zwei Gläser.

Die beiden Männer stießen an.

Nach einer Weile hub der seltsame Fremde wieder an:

— Ich wußte, daß Ihnen der Geschmack dafür kommen werde. Ich habe diese lange Reise nur gemacht, um mich davon zu überzeugen. Noch ein Gläschen? Glauben Sie mir, das kann uns nur angenehm werden.

— Ja, noch ein Glas von diesem ausgezeichneten Gin, sagte Lépervié. — Doch habe ich Sie nicht schon irgendwo gesehen?

— Irgendwo? ja. Nicht wahr, Gummy, es war irgendwo? Der angerufene Matrose stimmte bei und auch der Dritte nickte.

— Noch Gin! gebot Lépervié. Und noch Gin und abermals Gin! Und daß mich hier Niemand einen Präsidenten nenne!

— Nein, Das will er entschieden nicht! sagte der Mann, der sich zu ihm auf die Bank gesetzt hatte.

Und dann kam ein Augenblick, in welchem Lépervié den Schanktisch, die zinkenen Krüge, die Tische und Bänke, die Kellnerin und die drei Matrosen immer schneller und schneller um das Gaslicht kreisen sah; er selbst drehte sich wie ein Kreisel, mit dem Kopfe abwärts und die Füße nach der Zimmerdecke gefehrt. Doch dieses Drehen und Kreisen hörte wieder auf und er fühlte sein Blut zu Eis erstarren; eine ungeheure Last senkte sich ihm auf die Brust und er hörte auf zu athmen. Und dann neigten die Ränder der Bank sich zusammen und schlossen sich über ihm zu einem Sarge.

... Wo bin ich? Welche Begebenheiten haben mich dazu geführt, an diesem abscheulichen Orte zu schlafen? fragte sich der Präsident. Er war wie zermalmt und blickte stier auf die ärmliche Einrichtung, drei Strohsessel und ein Tisch, mit Wachsteinwaud überzogen, auf welchem ein Krug Wasser stand, und das schmale Bett, auf welchem er lag und allmählig zur Besinnung kam.

Er schaute auf seine Uhr. Es war fünf Uhr. „Ach, es ist schon Tag!“ sagte er sich, an das Fenster tretend. „Träume ich?“ Und er rieb sich die Augen. Er sah in der That einen Seehafen, Schiffsmaste, einen Steamer, der unter Dampf lag, mit Lasten beladene Männer, die kamen und gingen. Ihm war, als hätte er diese Männer mit den wettergebräunten Gesichtern schon gesehen — oder ähnliche . . . Dann sah er Lichtfugeln sich im Kreise drehen, eine niedrige, rauchige Stube, wo Leute lachten und tranken . . . Und dann nichts mehr. Seine Stiefel standen neben dem Bett; er sah jetzt, daß er in seinen Kleidern geschlafen hatte. „Wie bin ich hieher gekommen?“ fragte er sich von neuem.

Jetzt ward die Thüre vorsichtig geöffnet. Ein Mädchen trat ein und sagte lachend:

— Sie sind endlich erwacht; dann ist's ja gut.

Er hatte diese Dirne schon einmal gesehen, aber er wußte nicht wo.

— Sie müssen ja vom vielen Schlafen ganz müde sein! fügte das Mädchen hinzu. Seit vorgestern Nachts . . . fast zwei Tage.

— Aber wie spät ist es denn? fragte Lépervié geängstigt.

— Neun Uhr Morgens.

Indem er sie noch weiter befragte, erfuhr er, daß er des Abends gekommen sei, die ganze Nacht mit Matrosen in der Schenke getrunken habe, daß man ihn zu Bett habe bringen müssen und daß er den ganzen folgenden Tag nicht erwacht sei.

Da bligte ein Gedanke in ihm auf.

— Mein Weib! meine Kinder!

Er war durch weite Entfernungen von ihnen getrennt; vielleicht war das ganze Haus um ihn in Trauer. Er bezahlte schleunig seine Rechnung (achtundzwanzig Francs für Gin!) und floh aus diesem vom Alkohol stinkenden Hause.

— Jetzt weiß ich . . . jetzt erinnere ich mich . . . sagte er sich, längs des Hafens dahin schreitend.

Er erinnerte sich in der That. Er war am Nachmittag mit dem Gilzug hinausgefahren, um seinem alten Kollegen Desrousseau einen Besuch zu machen und ihn aus Anlaß seiner Ernennung zum Gerichtspräsidenten zu beglückwünschen. Sie hatten zusammen gespeist . . . zusammen gespeist . . . Er suchte dann dieses Diner mit den nachfolgenden Begebenheiten in Zusammenhang zu bringen; aber es gelang ihm nicht, sein Gedächtniß verdunkelte sich. Er wußte nicht, wie und weshalb er in diese Schenke eingetreten war; er erinnerte sich nur an kreisende Lichter, an Matrosen mit rauhen Gesichtern, an ein Getränk, das ihm die Kehle verbrannte . . .

Im Hause des Präsidenten glaubte man an ein geheimnißvolles Verschwinden. Frau Lépervié hatte in ihrer maßlosen Bestürzung am vorhergehenden Abend an Herrn Desrousseau telegraphirt. Bis dahin hatte sie sich noch an die eine Hoffnung geklammert, daß er vielleicht bei diesem Freunde zurückgehalten sei, daß sie die Hafeneinrichtungen besichtigen, einen kleinen Ausflug zur See machen. Doch als keine Nachricht kam, fesselte die Angst sie an ihren Lehnstuhl, wo sie von einem unaufhörlichen Schluchzen geschüttelt wurde. Und erst als am zweiten Abend ein Wagen durch die Straße rollte und vor dem Hause hielt, fuhr sie aus ihrem Zustande halber Bewußtlosigkeit auf und schrie:

— Das ist er!

Er läutete, eilte die Treppe hinan und fing sie in seinen Armen auf. Paula warf sich schluchzend ihrem Vater um den Hals; Guy, der sehr bleich war und sich in die Lippen biß, um seine Bewegung zu unterdrücken, drückte eine Hand des Vaters kräftig. Rakma stand seitwärts und betrachtete ihn kühl.

Anfänglich fand er gar nichts zu sagen und ließ stumm ihre Liebkosungen über sich ergehen.

— Wir glaubten Dich schon verloren, sagte die Präsidentin schluchzend und noch immer an seinem Halse hängend. Ach, welche furchtbare Stunden haben wir durchlebt! Ich glaubte, es wäre mein Tod. Ich lebe seit einer Minute erst wieder. Du bist's, Du bist's wirklich, mein süßer, mein geliebter Freund! Du bist uns wiedergekehrt!

— Ja, gewiß! sagte er endlich. Wie konntest Du wegen einer kurzen Abwesenheit so besorgt sein? Ich versichere Dir, daß mir nichts Ernstes zugestoßen ist.

Und er erzählte ihr eine wunderliche Geschichte. Während er am Hafen spazierte, sei er von einem Schwindel ergriffen worden und um sie nicht zu ängstigen, habe er sich in ein nahe gelegenes Hôtel bringen lassen.

— Ach! rief Lydia, mein Herz sagte mir, daß Dir etwas zugestoßen sei. Aber mein armer Freund, warum hast Du nicht wenigstens Herrn Desrousseau benachrichtigt?

Er kam ein wenig aus der Fassung.

— Desroussaux? stammelte er. Das ist wahr . . . Das hätte ich thun können . . .

— Thun sollen! unterbrach ihn Rakma.

— Aber setze Dich doch! Bist Du noch leidend?

Sie wollte die Unordnung nicht bemerken, in welcher seine Kleider sich befanden. Aber Paula rief plötzlich aus:

— Oh, armer Papa! wie Du aussiehst? Bist Du gefallen?

— Gefallen? ich? Ach, ich weiß nicht . . . ich kann es wirklich nicht sagen. Der Anfall ist über mich gekommen und dann bin ich vielleicht gefallen.

Jetzt näherte sich Guy.

— Es ist sonderbar, sagte er. Als Du kamst, glaubte ich Alkohol zu riechen . . . und jetzt wieder . . . noch stärker.

Der Präsident begann zu zittern. Mit einem stehenden Blick auf seinen Sohn stammelte er:

— Alkohol? Nein, nein! Sage Das nicht!

Frau Lepervie fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Nur die furchtbare Blässe ihres Gesichtes verrieth, wie entsetzlich sie litt. Doch bezwang sie sich mit übermenschlicher Kraft und sagte lächelnd:

— Welch' ein Spaß ist das! Siehst Du denn nicht, mein Freund, daß die Kinder Scherz mit uns treiben? Doch genug; es wird spät, Du bedarfst der Ruhe. Küßet Eueren Vater, meine Kinder, und gehet!

Sie blieben allein. Mit ihren mütterlichen Händen half sie ihm sich entkleiden, indem sie mit ihrem liebevollen Lächeln sagte:

— Laß mich nur machen . . . Bist Du denn nicht mein großes Kind?

XVIII.

Lepervie zwang sich, an diesen traurigen Abend nicht mehr zu denken. Er schwor sich, keinerlei Brauntwein mehr zu genießen. Selbst der Wein bei Tische war ihm eine Zeitlang zuwider.

Eines Abends, nach einer heftigen Scene mit Rakma, die ihn wieder einmal in der demüthigendsten Weise beschimpft hatte, ward ihm der Gegensatz zwischen der Engelsseele seiner Gattin und diesem Teufelsgeschöpfe dermaßen klar, daß er in das Schlafzimmer Lydias eilend, in heftigster Aufregung seine Gattin in seine Arme schloß und auf ihre Schulter gestützt zu weinen begann.

— Du allein bist gut, schluchzte er. Du allein weißt zu lieben. Es gibt kein menschliches Wesen, das würdig wäre, den Staub von Deinen Schuhen zu küssen. Wie schlecht bin ich doch neben Dir!

— Welche Thorheit, mein Freund! lächelte sie. Ich habe kein anderes Verdienst, als Dich zu lieben. Mein Leben ist Dein Leben.

— Ach, schweig! unterbrach er sie. Ich kann solche Worte nicht ohne Gewissensbisse hören. Ach, wenn Du wüßtest . . .

Doch sie preßte ihm die Hand auf den Mund, um das Geheimniß zu verschließen, das ihm vielleicht entchlüpfen wollte.

— Nein! rief sie fast zürnend. Ich will nichts wissen. Ich glaube nur meinem Herzen, das Dich freisprechen würde, selbst wenn Du strafbar wärest.

Er geleitete Lydia zu ihrer Chaise-longue und ließ sich an ihrer Seite nieder.

— Ach! rief er, traurig das Haupt schüttelnd, — ich habe mich in jeder Weise sehr verändert, meine arme Freundin.

— Aber wie kannst Du Dies sagen, da ich Dich noch mit denselben Augen sehe, in welchen Du der Mann geblieben bist, der in mir einst das junge Mädchen geliebt hat?

— Warum versuchst Du es mir zu verheimlichen? Ich fühle es an meinen zur Reife gehenden Kräften, an meinem Kopfe, der nicht mehr der nämliche ist, daß ich gehe, daß ich fertig bin, entseztlich fertig. Schau mein armseliges Gesicht; es ist nur mehr eine Grimasse . . .

Sie preßte seinen Kopf an ihre Brust und rief:

— Du bleibst für mich der Jüngste und der Schönste!

Er blieb eine Weile still. Er fand nicht den Muth, in diesen klaren See von Unschuld und Güte hinabzutauschen, als würde er fürchten, in dem Spiegel die Schmach seines eigenen schlimmen Gesichtes zu sehen. Dann wandte er sein Gesicht ab und sagte mit ergebenem Schmerze:

— Ach, könnte ich Dir noch glauben! Aber ich habe das Recht dazu verwirkt. Nein, ich bin nicht mehr jener Mann! Es ist um jenen Mann geschehen . . .

In solchen Augenblicken der Erkenntniß richtete ihn Lydia durch Worte der Liebe und der Ermuthigung auf, so daß sie fast an eine baldige Heilung zu hoffen wagte. Allein, bald machte der Bann seine Gewalt wieder geltend; er ließ sie wieder allein, verspätete sich Stunden lang außer dem Hause und ersann allerlei sonderbare Vorwände, um sein regelloses Leben zu bemanteln. Die arme Frau fühlte, daß er ihr wieder einmal entchlüpfte. Doch gab sie die Hoffnung nicht völlig auf. Mit ungebrochenem Muth begann sie das Rettungswerk von vorne, suchte ihm seine Selbstachtung wiederzugeben und schmeichelte ihm mit der Verheißung auf eine Verjüngung ihres Lebens in der Reife ihrer Jahre.

Doch ereignete sich für sie in Bälde ein Leid, das alle anderen Leiden dieses großen, tapferen Herzens übertraf. Als sie eines Tages in Gegenwart der Kinder sich in Lobeserhebungen über die Tugenden des Vaters erging, zuckte Guy mit den Schultern und verließ das Zimmer, indem er ihr ihre Verblendung vorhielt. Sie begriff, daß der Sohn den Vater verurtheile. Dies war eine schreckliche Prüfung, so schrecklich, daß sie schier die Kraft verlor, noch länger Verstellung zu üben. Allein, sie wappnete sich sogleich gegen ihre Schwäche. „Jetzt muß er mehr als je geliebt und vertheidigt werden, sagte sie sich, da der Augenblick gekommen ist, wo er an seinen Kindern unerbittliche Richter finden könnte.“

Und sie behielt sie bei sich, in der Brutwärme ihrer Liebe, und sprach immer wieder vom Vater.

— Von eurem Vater kann ich allein euch reden, sprach sie; denn ich allein weiß, in welchem Maße er stets der Mann meiner Träume geblieben ist. Und ist denn ein Vater nicht wie das Abbild des guten Gottes? Selbst wenn ihr eines Tages ihn auf einem Fehler betreten solltet, (was ja unmöglich ist) müßtet ihr die Augen schließen und euch sagen, daß diese Augen dem Irrthum unterworfen seien. Ein Vater ist ein Altar, meine Kinder; dieser Altar kann durch Wolken verdunkelt werden, aber er bleibt der Altar.

Und wenn sie dann in ihrem Zimmer allein geblieben war, holte sie aus den Tiefen der Schubfächer den alten Kulus aus der Zeit der Liebe hervor: Bänder, Blumen, Briefe, halbvergessene, staubige Reliquien, noch durchtränkt von einem Dufte aus der Zeit der Liebe, von einem Dufte, der das Herz höher schlagen macht. Und sie küßte diese Ueberreste, sog ihren Duft ein und es war wie eine Rückkehr zu längst erstorbenem Glücke, wie ein fröstelndes Erwachen holder Frühlingszeit.

In Folge der vielen Thränen, die mit ihrem Salz ihre Wangen aushöhlten, legte sich eine Art Schleier auf ihr Gesicht. Das Volk, das sich in Thränen so gut auskennt, nennt das den „Thränenvorhang“. Manchmal merkte Lépervié die Sache und wenn er die müden und geschwollenen Augenlider sah, ward er ungeduldig, weil er die Quelle dieser Thränen überfah.

— Fürwahr, meine Liebe, das wird unerträglich! Sage nicht, daß Du nicht geweint hast! Deine Augen sind noch ganz feucht. Du wirst noch krank werden.

— Nein, Du irrst, wehrte sie. Es ist nichts, nur eine kleine Reizung der Augen. Güttiger Himmel! warum sollte ich auch weinen? Habe ich denn einen Grund, bekümmert zu sein? Machst Du mich nicht glücklich?

Ein anderes Mal, als er sie dabei überraschte, wie sie die Thränen von ihren blassen Wangen trocknete, sagte sie traurig:

— Laß, laß! die Thränen thun so wohl! . . . Die Seele flüchtet hinter den Vorhang, den sie über unsere Augen breiten. Man sieht nur ferne, ferne Sachen . . . und man sieht nur, was man sehen will . . .

XIX.

Schon zweimal war Lépervié an dem kleinen stillen Kaffeehause mit den herabgelassenen Fenster-Vorhängen vorbeigekommen. Nur einmal, dachte er, ein einzigesmal hineingehen und gleich wieder herauskommen.

Die stille Straße lag im Nebel eines feinen Regens. Und er selbst fühlte sich leer und öde, wie die Straße war; und in seinem Gehirn war es feucht und nebelig.

Er lenkte vom Wege ab und betrat eine mehr belebte Straße; doch bei einer Ecke sah er sich wieder unter den Laternen desselben verlassenen Gäßchens. Diesesmal blieb er vor dem ärmlichen Schanklokale stehen und schaute durch die Spalten der Vorhänge hinein. „Nur hinein und gleich wieder heraus“ — sagte er sich; „es sind nur anständige Leute da, Niemand wird mich erkennen.“

In diesem Augenblicke streifte ihn Jemand mit dem Ellbogen. Er bemerkte einen alten Mann, der neben ihm stand und gleich ihm die einladend hellen Fenster des Kaffeehauses betrachtete. Da diese Nachbarschaft ihm lästig war, ging der Präsident ein Stück weiter. Der Mann kam bald an ihm vorbei; es war ein armer Arbeiter, der die Last seiner Jahre dahinschleppte, die Hände in den Taschen, die Schultern verschoben von dem ewigen, schweren Frohndienste. „Da hineingehen wäre für diesen Menschen das höchste Glück gewesen,“ — dachte sich der Präsident, indem er die bekümmerte Miene des Alten betrachtete.

Doch plötzlich blieb der Alte vor einer Thüre stehen, wo eine magere Gasflamme einen Einblick in das Innere gestattete. Es war eine Schnapsbude. Lépervié selbst kam jetzt da vorbei und er sah das bleiche und aufgedunsene Antlitz des armen Alten sich ihm flehend zuwenden. Der Präsident ging einige Schritte weiter, kehrte wieder um; der Mann stand noch immer da, mit den Augen die Flaschen verschlingend, die auf dem mit Zink gedeckten Schanktische aufgereiht standen. „Der Mensch erduldet Tantalusqualen“ — dachte Lépervié. Er machte Kehrt, holte aus seiner Tasche eine Handvoll kleine Münze und füllte damit die Hand des armen Mannes, der schon im nächsten Augenblicke die Thürklinke der Schnapsbude ergriff. „Er hat sich kaum die Zeit genommen, mir zu danken; ich muß in seinen Augen der Engel der Vorsehung sein —“ sagte sich der Präsident.

Und während er zusah, wie der Mann zwei Gläser einer farblosen Flüssigkeit nach einander sich in den Rachen goß, erfaßte ihn der Neid nach dem Glücke, welches das feurige Gift diesem Unglücklichen bereitete.

„Jetzt bin ich der Gemarterte“ — sagte er sich. „Mit dem Gelde, das ich in der Tasche habe, könnte ich mir zehnmal mehr Freude kaufen, als die ihm geschenkten wenigen Heller diesem Manne verschafft haben.“ Er schritt wieder die Straße hinab, trippelte eine Weile vor den Fenstern des kleinen Kaffeehauses herum. Das Gaslicht, das durch die Vorhänge auf die Straße fiel, schien ihm gleich einem verführerischen Auge zuzuwinken und ihn zum Eintritt einzuladen.

— Es würde nur von mir abhängen, sagte sich der Präsident, indem er ein letztes Mal beiseite trat. Was könnte mich zwingen, gegen meinen Willen diesen Ort zu betreten?

Er bemerkte nicht, daß seine Hand jetzt die Thür öffnete und daß er thatsächlich schon in das Haus trat, während sein Geist mit einer seltsam trügerischen Einrede ihn noch auf der Schwelle zurückhielt. Und mit einem Male saß er zwischen den zwei Fenstern an einem Tische, den er mit der Faust bearbeitete, während an einem entfernteren Tische eine Gesellschaft von Männern dem stillen Suff huldigte. Jetzt erst, bei dem Geräusche, welches sein Klopfen verursachte, kam er zu dem Bewußtsein, daß er hier eingetreten sei.

— Bringen Sie mir Gin! befahl er der herbei eilenden Kellnerin.

In später Nachtstunde kehrte er mit schmutzigen Kleidern und verstörtem Gesichte heim. Er stolperte die Treppe hinauf, ging an dem Flur vorbei, auf welchem sein Zimmer lag und klopfte an Rakma's Thüre. Frau Lépervié, welche die halbe Nacht durchwacht hatte, um seine Heimkehr abzuwarten, hörte, wie er die Erzieherin durch das Schlüsselloch bat:

— So öffne doch! ich bin's . . .

Da stieg die arme Frau vom Bette. „Der Unglückliche vergift, daß seine Kinder ihn hören können“ — dachte sie. Sie nahm die Lampe, trat auf den Gang hinaus und rief ihm mit gedämpfter Stimme zu:

— Wohin gehst Du denn, mein Freund? Du hast Dich im Stockwerk geirrt; ich bin doch nicht dort.

Und nun sah sie ihn herabkommen. Das Licht fiel auf seine schmutzigen, mit Straßenkoth bedeckten Kleider und auf

seine Hand, die ohnmächtig in der Luft herumsuchte. Sie faßte ihn am Arme und führte ihn in das Zimmer.

— Ach, Du bist's? sagte er.

— Ja, ich bin's, Dein Weib.

Er sank auf einen Fauteuil, wobei er stammelte:

— Nur keine Thränen und keine Vorwürfe . . . Das langweilt mich! . . .

Einen Augenblick stand sie mit offenem Munde da; sie preßte die Hand auf das Herz, das stille zu stehen drohte. Sie glaubte, ihre letzte Stunde wäre gekommen und mußte ihre ganze Kraft zusammennehmen, um nicht auf den Teppich hinzustürzen. Doch endlich ging die Krise vorüber und sie fand die Fähigkeit der Rede wieder.

— Thränen? sagte sie. Ach, ich habe keine Thränen mehr; ich habe sie alle ausgeweint; meine Augen sind verfestigt.

— Nein, keine Thränen . . . wiederholte er mit dem Eigensinn der Betrunknen. Ich mag keine Thränen.

Angelehnt des unwürdigen Gatten, der zu dem widerwärtigen Menschen herabgesunken, den sie vor sich hatte, stieg ihr das verletzende Schamgefühl zu Gesichte.

— Diesen Menschen konnte ich lieben! stieß sie im Tone tiefster Bekümmerniß hervor.

Und als hätte dieser Schrei all' das unterdrückte Leid entsezt und alles Erbarmen, alle Sanftmuth getilgt, wandte sich jetzt ihr ganzer Zorn gegen das niedrige Wesen, das sie vor sich wackeln sah.

— Elender! rief sie, ich habe Dir Alles verziehen, nur das Eine nicht, was noch schlimmer ist als der Frevel, daß Du mir den Muth nehmen willst, diesen Frevel zu verdecken. Oh! den Schmutz der Strafe trägt Du in das Haus Deines Weibes und Deiner Kinder! Hast Du so vollständig Deine Vernunft eingebüßt, daß Du ganz offen zu dieser Dirne hinaufgehst? So erfahre denn: ich habe Alles gewußt! Ich habe Dich gegen Dich selbst vertheidigt. Ich hoffte noch, Was ich hoffte, weiß ich nicht. Vielleicht die Gnade Gottes, einen Pichtschimmer auf Deinem dunklen Wege, eine Rückkehr zur Besinnung. Ich habe meine Thränen erstickt, damit Du der Häßlichkeit Deiner Schmach nicht inne werdest. Ich, die Alles sah, habe mich blind gestellt, damit Du über mein Sehen nicht zu erröthen habest. Durch Milde und Vergebung wollte ich Dich wiedergewinnen; ich hielt Dies für möglich. Ich wollte lieber mein Geheimniß ins Grab mitnehmen, als auch nur einen Schatten davon durch meine Augen verrathen. Betrachte doch meine Augen! In Folge des vielen Weinens sehen sie nicht mehr; sie haben den Schleier, aber einen Schleier mit Rissen, durch welche ich fortuhr gerade Das zu sehen, was ich nicht hatte sehen wollen, einen Schleier, der nur vor meinen Augen hing und den ich nicht auch über die Augen unserer Kinder breiten konnte. Ach, der Traum, der fürchterliche Traum! Jenes Weib, das mir das Herz aus dem Leibe riß! das verderbte und grausame Geschöpf, das ich hätte aus dem Hause jagen sollen und das ich nur aus Feigheit, aus Rücksicht für Dich nicht verjagt habe! Ja, der entsetzliche Traum ist zur Wirklichkeit geworden; ich habe ihn durchlebt von Tag zu

Tage, von Stunde zu Stunde! Und nur aus Feigheit . . . ich unglückseliges, schwaches Weib!

— Jetzt ist's genug, sagte Lépervié. Diese Scenen ermüden mich . . . Ich werde das Haus verlassen.

— Nun wohl, verlaß es, Mann ohne Ehre und verstockter als Felsstein! Geh und laß uns Denjenigen beweisen, der gut war und edel und geehrt und es nicht mehr ist. Geh mit ihr und verbirg Deine Schande, weit . . . so weit, daß wir nichts mehr von Eurer Existenz wissen.

— Schweig doch, alte Elster! schrie plötzlich der Präsident, indem er sich aufrichtete und die Hand erhob.

— Schlage zu! sagte sie; aber erfahre wenigstens, auf welchen Kopf Deine Schläge niederfallen.

Sie sank in die Kniee und machte schnell ihre langen und vollen Haare los.

— Betrachte diese Haare, die mein Stolz waren und die, wie eine lebende Blume, nicht bleichen wollten . . . Ach, betrachte sie jetzt! Das Leben ist aus ihnen entwichen. Sie haben die Farbe meiner Verzweiflung angenommen. Der Winter hat seinen Schnee darüber gebreitet. Man kann mich nun darin begraben, wie in einem Todtenlaken. Nun, schlage zu!

— Aber das ist Wahnsinn, sagte Lépervié. Ich will gar nicht schlagen; ich will nur schlafen.

Er sank in den Lehnstuhl zurück, streckte die Beine aus, ließ den Kopf sinken und begann zu schnarchen.

— Nichts mehr, murmelte Frau Lépervié die Hände ringend. In diesem Herzen gibt es kein Gefühl mehr für uns. Oh, mein Gott, was habe ich gethan, um eine solche Strafe zu verdienen?

Sie schleppte sich zu ihrem Bette und sank mit dem Oberkörper auf die Betttücher hin; doch bald knickten ihre Kniee ein und sie glitt vom Bett herab, auf den Teppich, wo sie zu den Füßen Lépervié's liegen blieb. Und als sie endlich wieder zur Besinnung kam, brauchte sie eine Weile, um sich zu erinnern; dann nahm sie eine Bettdecke und breitete sie über den Schlaf dieser armen, schwindenden Vernunft aus. In dem bodenlosen Kummer ihrer alten Liebe blieb sie noch die fürsorgliche Gattin und Mutter.

— Ach, seufzte sie, es war vielleicht meine Schuld; ich hätte ihn anders lieben sollen, als wie ich ihn geliebt habe.

XX.

Des Morgens erwachte Lépervié in dem Fauteuil; am Fenster, in dem matten Lichte eines regnerischen Tages saß Lydia, mit einer Stickerie beschäftigt.

— Wie kommt es, daß ich nicht in meinem Bette bin? dachte er anfänglich. Und warum bin ich in meinen Kleidern geblieben? Ist mir abermals etwas widerfahren?

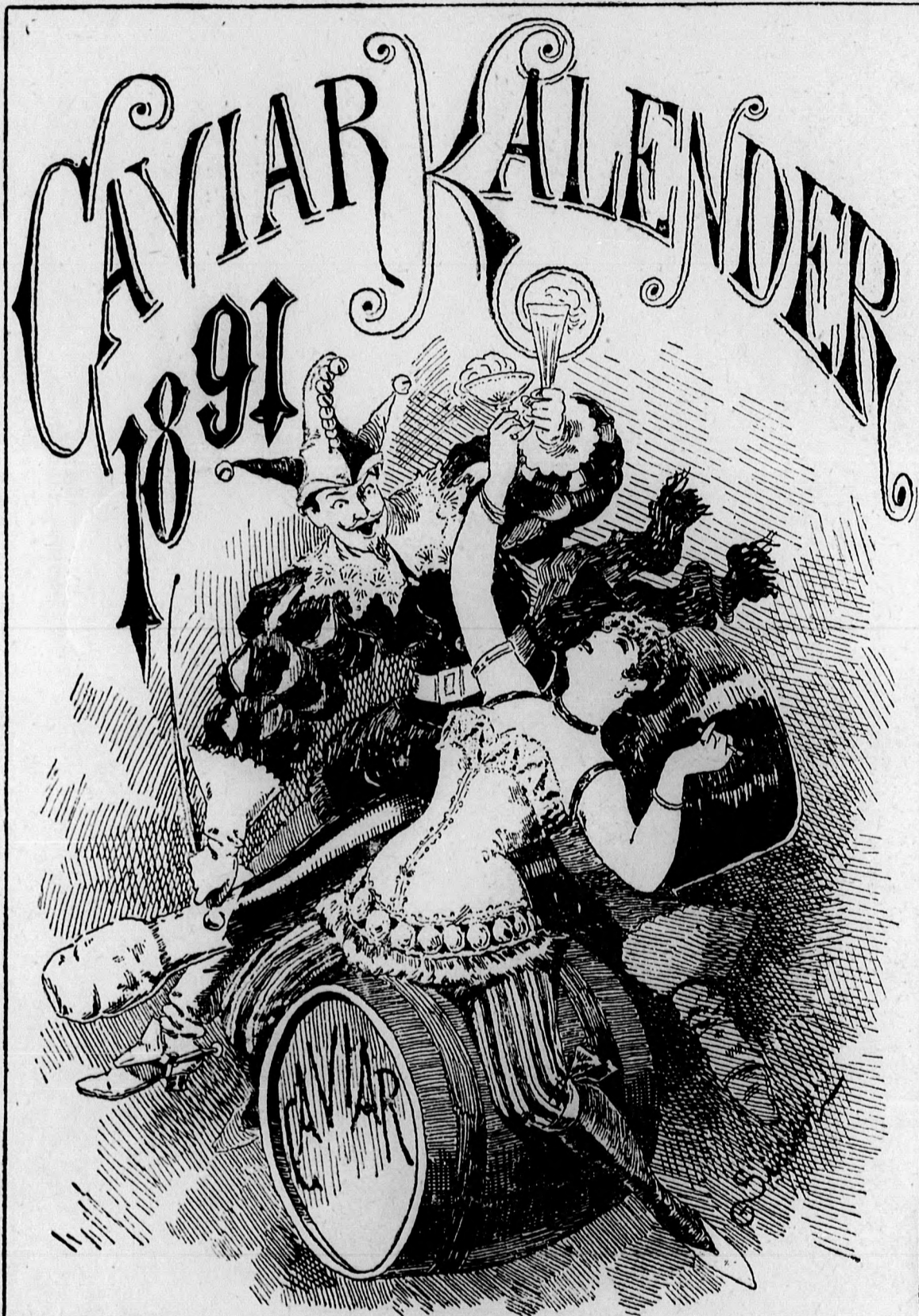
Er erinnerte sich an nichts und wagte nicht, sie zu befragen; allein ein plötzlicher Kopfschmerz führte ihm die Hand an die Stirne. Die nächtlichen Nebel zerflatterten.

— Das ist abscheulich! rief er in unendlicher Verzweiflung aus. — Ich habe mich wieder betrunken!

Frau Lépervié legte die Stickerie weg und kam zu ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Soeben ist erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:



Preis 2 Mark.

Preis 2 Mark.

BUDA-PEST
VERLAG von GUSTAV GRIMM.

Der neue nun bereits fünfte Jahrgang unseres Kalenders, dessen Inhalt im „Caviar“ nicht erscheinen wird, bringt u. A. zwölf neue von G. Sieben in Wien gezeichnete Monatsbilder, circa 100 ganzseitige Illustrationen und neben einer Fülle vortrefflicher Witze, Erzählungen von Jean qui rit, Satanello, Armand Silvestre und Anderen.

Die ersten vier Jahrgänge des Caviar-Kalenders (1887, 1888, 1889, 1890) sind noch zum Preise von je 2 Mark zu beziehen.



Erscheint in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. — 90 Pf.